3 1761 07474821 1

Deutschlands Kolonien

von

W. Scheel

Verlagsanstalt für Farbenphotographie
Weller & Hüttich, Berlin

Deutschlands Kolonien

in

achtzig farbenphotographischen Abbildungen

nach eigenen Naturaufnahmen von Dr. R. Lohmeyer, Kunstmaler Br. Marquardt und Photochemiker Ed. Kiewning

mit erläuterndem Text

von

Dr. W. Scheel

Direktor des Realgymnasiums
zu Nowawes bei Potsdam

Nebst einer farbigen Karte der Kolonien

1—20. Tausend

569064
16.9.53

Berlin 1912
Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller & Hüttich

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zur Einführung	1— 4
Togo	5— 22
Kamerun	23— 43
Deutsch-Südwestafrika	44— 90
Deutsch-Ostafrika	91—128
Deutsch-Neu-Guinea	129—136
Das deutsche Inselgebiet im Stillen Ozean	137—144
Samoa	145—150
Das deutsche Kiautschougebiet	151—159
Quellenangabe und Literaturübersicht	160.

JV
2027
S34

569064

Druck von Förster & Borries, Zwickau Sa.

Vorwort.

Gerade die neueſten Ereigniſſe haben gezeigt, daß das Intereſſe des deutſchen Volkes an einer Ausbreitung Deutſchlands über See größer iſt, als es jahrelang ſchien. Man darf heutzutage wohl kaum noch darüber im Unklaren ſein, daß Deutſchland ſeinen Platz im Rate der Völker, ſeine Stellung in Europa und in der Entwicklung des Welthandels nur dann behaupten kann, wenn die deutſche Koloniſation mit der Entwicklung des deutſchen Handels Schritt hält und ihm die Wege ebnet.

Für eine möglichſt getreue Darſtellung von Land und Volk in den deutſchen Schutzgebieten haben ſich Abbildungen nach ſchwarz-weißen Photographien ebenſo ungenügend erwieſen, wie die bisher üblichen koloriſtiſchen Reproduktionen. Eine Wiedergabe der natürlichen Farben von Natur und Leben iſt aber gerade für die Kolonien ganz außerordentlich wichtig. Es konnte daher der Plan, umfaſſende farbenphotographiſche Originalaufnahmen aus den Kolonien zu ſchaffen, auf allſeitige Aufmerkſamkeit rechnen. Der Verlag hat es unter Aufwendung bedeutender Opfer unternommen, mehrere Expeditionen auszurüſten und eine Anzahl ſeiner Künſtler in die Kolonien hinauszuſenden, um dort farbenphotographiſche Naturaufnahmen herſtellen zu laſſen. Dieſe liegen in einem großen Prachtwerk „Die Deutſchen Kolonien“ ſeit nahezu Jahresfriſt vor.*)

Die Verbreitung desſelben kann jedoch bei ſeinem durch die Herſtellungskoſten bedingten hohen Preis nur auf einen engen Kreis von wohlhabenden Intereſſenten und öffentlichen Bibliotheken beſchränkt bleiben.

Um jedoch das wertvolle Bildermaterial dieſes Monumentalwerkes mit ſeinen untrüglichen Dokumenten der Geſtaltung und des vielſeitigen Lebens in unſeren Kolonien weiteſten Kreiſen unſeres Volkes, insbeſondere der heranwachſenden Jugend zugänglich zu machen, hat ſich der Verlag entſchloſſen, eine Auswahl aus dem Bildermaterial des großen Werkes mit einer kurzen Darſtellung der Kolonien zu veröffentlichen.

*) „Die Deutſchen Kolonien“ mit 251 Farbenphotographien nach der Natur (40 Tafelbilder und 211 Textbilder). Herausgegeben von Major a. D. Kurd Schwabe unter Mitwirkung von Amtsrichter Dr. Fr. Behme, Major in der Schutztruppe für Südweſtafrika Bethe, Hauptmann à la suite der Schutztruppe für Kamerun Dominik, Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Guſtav Fritſch, Schriftleiter der Deutſchen Kolonialzeitung H. Henoch, Direktor der Deutſchen Togogeſellſchaft Bergaſſeſſor a. D. Fr. Hupfeld, Marineoberſtabsarzt Prof. Dr. Krämer, Stabsarzt im Kommando der Schutztruppen Dr. Kuhn, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Paaſche, Hauptmann a. D. H. Ramſay, Hauptmann a. D. Volkmann. Farbenphotographiſche Aufnahmen von Dr. R. Lohmeyer, Bruno Marquardt und E. Kiewning. Größtes Folioformat in zwei Prachtbänden, Preis 220 Mark.

Es ist das erste Mal, daß in solcher Anzahl Reproduktionen farbiger Naturaufnahmen ersten Ranges in einem Volksbuch über die Kolonien erscheinen.

Das Bildermaterial umfaßt nicht weniger als 80 farbenphotographische Bilder, so daß es dem Herausgeber möglich war, alle Seiten einer Landes- und Volkskunde damit zu illustrieren; sie bieten ein Anschauungsmaterial, wie es zur eigenen Belehrung und in der Hand des Lehrers zweckdienlicher nicht gedacht werden kann. Auch für diese Auswahl gilt das gleiche wie für das Gesamtmaterial: die Farbenphotographie allein ermöglicht es, die Eigenart des Landes nach Aufbau und Gestaltung vollkommen naturgetreu wiederzugeben, den Aufnahmen von Vegetation, Örtlichkeit und Bewohnern einen solchen Hauch von Natürlichkeit zu verleihen, wie sie durch andere bildliche Darstellungen nicht entfernt erreicht werden dürfte.

Wenn dieses Werk, dessen Preis in dankenswerter Weise vom Verlage auf das Niedrigste bemessen ist, dazu beitragen würde, die Vorstellungen und Kenntnisse von unseren Kolonien zu erweitern, die Anschauungen von Land und Volk zu vertiefen und durch das farbige Bild anschaulich zu gestalten, wenn dadurch dann das Interesse für das überseeische Deutschland sich immer mehr ausbreitete und bei unserer Jugend besonders sich in tätige Mitwirkung und Mitarbeit auf dem Gebiete deutscher Kolonisation umsetzte: dann hätte es seinen Zweck erfüllt.

Nowawes, den 1. November 1911.

Dr. W. Scheel.

Zur Einführung.

Als man in Deutſchland begann an eine Koloniſation zu denken, war die Welt eigentlich ſchon verteilt. Engländer, Spanier, Portugieſen, Franzoſen hatten in Afrika, Aſien, Auſtralien und Amerika weite Strecken und Gebiete unter ihr Protektorat geſtellt und daraus allmählich Kolonien und Kolonialreiche entwickelt. Als Deutſchland nach der Einigung im Jahre 1870/71, und nicht einmal bald danach, überhaupt daran dachte, außerhalb Europas Kolonien zu gründen, war daher ſowohl die Beſitzergreifung wie die Auseinanderſetzung mit den Nachbarn in Europa wie im Auslande mit größeren Schwierigkeiten verbunden.

Dazu kam noch etwas anderes. Dauernd ertragreich konnte die wirtſchaftliche Ausbreitung über See nur durchgeſetzt werden, wenn eine ſtarke Flotte vorhanden war, um den deutſchen Kaufleuten im Auslande und in den Kolonien wirkſamen Schutz gegen Angriffe und Übergriffe jeglicher Art angedeihen zu laſſen. Die Entwicklung der Kriegsflotte des Deutſchen Reiches aber, die aus der kleinen preußiſchen Marine und der Marine des Norddeutſchen Bundes hervorgegangen war, vermochte noch lange Jahre mit dem wirtſchaftlichen Aufſchwung des Reiches nicht Schritt zu halten.

Daher iſt es erklärlich, wenn der leitende Staatsmann des neuen Deutſchen Reiches, Fürſt Bismarck, in gerechter Würdigung dieſes Umſtandes ſich nur ganz allmählich in eine Expanſionspolitik Deutſchlands einlaſſen wollte, und noch im Jahre 1880, als die ſogenannte Samoa-Vorlage im Reichstage abgelehnt wurde, es klar und unumwunden ausſprach, daß eine Kolonialpolitik nur dann von Erfolg begleitet ſein dürfte, wenn die Maſſe des Volkes dafür einträte.

Wenige Jahre ſpäter war jedoch der Gedanke eines Eintritts in die Reihe der Kolonialmächte in und für Deutſchland zur Reife gediehen, und derſelbe Bismarck brachte am 24. April 1884 durch ſein berühmtes Telegramm an den deutſchen Konſul in Kapſtadt England und den anderen älteren Kolonialmächten gegenüber zum Ausdruck, daß nunmehr Deutſchland gewillt ſei, die wirtſchaftlichen Intereſſen ſeiner Kaufleute in Afrika und ſonſt in der Welt zu ſchützen. Dieſer Tag war der Geburtstag der deutſchen Kolonien.

Freilich mußte nun auch die Flotte damit Schritt zu halten verſuchen.

Die Aufwärtsentwicklung unſerer Kriegsflotte iſt in der Geſchichte der Flotte und Kolonie gleicherweiſe untrennbar verbunden mit der Perſon Kaiſer Wilhelms II., der von ſeinem Regierungsantritte an gerade hierauf in weitem Blick für die Erforderniſſe einer Entwicklung Deutſchlands in größerem Maßſtabe ſein Augenmerk gelenkt und

in nie ruhender Tätigkeit die Flotte auf eine Höhe gebracht hat, die man zur Zeit Bismarcks noch nicht ahnte.

Für diese ganze Entwicklung sind die Worte denkwürdig, die Wilhelm II. bei der Eröffnung des Reichstages am 30. November 1897 sprach:

„Die Entwicklung unserer Kriegsflotte entspricht nicht den Aufgaben, welche Deutschland an seine Wehrkraft zur See zu stellen gezwungen ist. Sie genügt nicht bei kriegerischen Verwickelungen, die heimischen Häfen und Küsten gegen eine Blockade und weitergehende Unternehmungen des Feindes sicher zu stellen. Sie hat auch nicht Schritt gehalten mit dem lebhaften Wachstum unserer überseeischen Interessen. Während der deutsche Handel an dem Güteraustausch der Welt in steigendem Maße teilnimmt, reicht die Zahl unserer Kriegsschiffe nicht hin, unseren im Auslande tätigen Landsleuten das der Stellung Deutschlands entsprechende Maß von Schutz und hiermit den Rückhalt zu bieten, den nur die Entfaltung von Macht zu gewähren vermag."

Die Folgezeit hat in ihrer Entwicklung diesen Worten Recht gegeben. Seit eine starke Flotte der notwendige Rückhalt in der Entwicklung des Deutschen Reiches geworden ist, hat sich Deutschland erst in Wahrheit zu einer Großmacht ersten Ranges entfaltet. Und zu dieser Großmachtstellung gehört nicht zuletzt auch die rege Entwicklung, die die deutschen Kolonien genommen haben.

Den Gedanken und die Hoffnung auf solche Expansionspolitik eines mächtigen Deutschlands hat freilich nicht erst das heutige Geschlecht geboren; bereits frühere Zeiten träumten von ähnlichen Idealen und versuchten sie nach ihren Kräften zu verwirklichen. Doch es fehlte das, was der Kaiser in richtiger Würdigung jener früheren Bismarckschen Kolonialpolitik als das vornehmste Gebot noch heut hinstellt, wenn er fordert, daß ein ganzes Volk hinter den Unternehmungen auf dem Gebiete von Kolonie und Flotte stehen muß, um die Gewähr des Gelingens zu bieten.

Diese Unterstützung fehlte den kolonialen Unternehmungen des Großen Kurfürsten ebenso wie den handelspolitischen Versuchen Friedrichs des Großen. An diesem Mangel ging die mit ungeheurer Mühe und unter den allergrößten Schwierigkeiten geschaffene Deutsche Flotte der Jahre 1848/49 zu Grunde, trotzdem gerade damals ein Mann wie Prinz Adalbert von Preußen dafür eintrat. Als Preußische Flotte und als Flotte des Norddeutschen Bundes sich in beschränkten Grenzen haltend, feierte sie dann mit Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ihre Auferstehung als Deutsche Flotte. Mit dieser Entwicklung der neuen Reichsflotte, die die Lebensaufgabe und das hohe, selbstgesteckte Ziel unseres Kaisers ist, geht die Entwicklung der Kolonien Hand in Hand.

Werfen wir, bevor wir zur Schilderung unserer Kolonien übergehen, einen Blick auf die früheren kolonialen Bestrebungen Brandenburg-Preußens.

Bekanntlich hat bereits der Große Kurfürst im Jahre 1682 eine afrikanische Kompagnie ins Leben gerufen, nachdem er es verstanden hatte, den Handel seines

Landes auf eine gewisse Höhe zu bringen. Er bediente sich freilich dabei auch ausländischer Kräfte — war ihm doch Holland durch seine Erziehung und einen längeren Aufenthalt in seiner Vorliebe für Schiffahrt und überseeischen Handel bekannt geworden. Der Rückhalt der überseeischen Unternehmungen konnte jedoch nur die Flotte sein, und so sandte er bereits im Jahre 1682 zwei Kriegsschiffe aus, die am Kap der Drei Spitzen im Lande Arim mit einer Anzahl von Negerhäuptlingen einen Vertrag abschlossen, dessen Wert besonders darin bestand, daß den Brandenburgern gestattet war, an der Küste eine Befestigung anzulegen und einen Handelsmarkt zu eröffnen.

Die Eingeborenen zeigten sich den fremden Ankömmlingen gegenüber recht freundlich, gestatteten die Erbauung einer Schanze und ließen sich auch durch Intriguen der benachbarten Holländer in dem guten Verhältnis zu den Brandenburgern nicht stören, ja sie unterstützten sogar den Expeditionsleiter Major von der Gröben, der inzwischen auf dem Großen Friedrichs Berg ein Fort hatte anlegen lassen, bei der Abwehr eines feindlichen Stammes, der durch die Holländer aufgewiegelt, versuchen wollte, das Werk zu nehmen und die „brandenburgischen" Neger, wie sie sich bereits selbst nannten, zu zerstreuen.

Der Große Kurfürst, der über den Verlauf der Expedition durch den Führer derselben unterrichtet worden war, zeigte sein erhöhtes Interesse dadurch, daß er mehrfach Schiffe in die neue Kolonie sandte, um Material zur Vergrößerung der Befestigungen herüber zu schaffen.

Bald nach deren Fertigstellung unternahm man den Bau eines zweiten Forts in der Nähe des Landungshafens Accada, das später nach der Gemahlin des Großen Kurfürsten den Namen Dorotheen Schanze erhielt. Eine dritte Befestigung hatte geringere Bedeutung.

Das Verhältnis zu den Stämmen des Küstenhinterlandes gestaltete sich auch fernerhin außerordentlich freundlich. Das Jahr 1686 bezeichnet den Höhepunkt jener kolonialen Entwicklung. Fünf brandenburgische Schiffe, der „Friede", der „Vogel Greif", der „Littauische Bauer", der „Wasserhund" und der „Kibitz" ankerten vor Groß Friedrichsburg und trugen allein durch ihr Erscheinen dazu bei, das Zutrauen der Neger zu ihren weißen Freunden zu stärken.

Erklärlicher Weise sah die Holländisch Westindische Gesellschaft mit Neid und Mißgunst auf das Aufblühen der kleinen, für die damalige Zeit recht achtbaren Handelstätigkeit der Brandenburger und suchte mit allen Kräften ihrem Vordringen Steine in den Weg zu werfen; ja trotzdem der Kurfürst durch seinen Marinedirektor, den berühmten Raule, einen geborenen Holländer, auf diplomatischem Wege vermitteln ließ, beginnt doch mit dem Jahre 1687 eine Reihe bewaffneter Angriffe der Holländer und der ihnen gehorsamen Negerstämme gegen die brandenburgischen Forts. Zwar hielt die Hauptbefestigung stand, und auch die Neger blieben anerkennenswerter Weise ihren Freunden treu, und vielleicht hatte dieser Bruch des Friedens einen Kriegsfall

zwischen Holland und Brandenburg abgegeben, wenn nicht der Große Kurfürst kurz darauf gestorben wäre. Damit war der eifrige Förderer der Kurbrandenburgischen Seemacht dahin, und sein Nachfolger Friedrich III. vermochte nicht die großen Pläne seines Vaters in die Tat umzusetzen. Handel und Seefahrt waren ihm nicht mehr, wie dem Großen Kurfürsten „die Hauptsäulen seines Staates".

Er versuchte freilich auch nach seinem Regierungsantritt die diplomatischen Verhandlungen mit Holland zu erneuern, und die Afrikanische Kompagnie hat in der Tat bis in das zweite Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts bestanden, aber die Zuverlässigkeit der Holländer, die auf dem Festlande in Europa seine Bundesgenossen waren, versagte hier in Afrika vollständig.

Der allmähliche Verfall der nunmehr preußischen Befestigungen seit 1709 ist verknüpft mit dem Namen des treuen Negerhäuptlings Jan Cuny, der trotz der größten Schwierigkeiten und trotz fehlender Hilfe aus Europa mehrere Jahre lang die Befestigungen gegen die Holländer hielt, nachdem der weiße Befehlshaber du Bois hatte nach Europa zurückkehren müssen, um nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. neue Hilfsquellen flüssig zu machen. Der König mußte 1720 die afrikanischen Besitzungen den Holländern abtreten; dieser Abtretungsbefehl ist aber niemals ausgeführt worden, Jan Cuny hielt vielmehr die Festung ungefähr sieben Jahre lang gegen die Holländer, ehe er sich gezwungen sah, in die Wälder zu fliehen.

Außer Groß Friedrichsburg hatte Friedrich Wilhelm noch ein zweites Kastell an der Westküste von Afrika und zwar südöstlich von Kap Blanco auf den sogenannten Inseln von Arguin gegründet. In den Jahren 1683 ff. ließ er hier eine Schanze errichten und mit den anwohnenden Negern Handelsgeschäfte treiben. Arguin erfreute sich trotz der Nähe der französischen Senegal-Gesellschaft einer friedlicheren Entwicklung als Groß-Friedrichsburg und hat einige Zeit lang eine gewisse Bedeutung für den Gummihandel besessen. Jedoch änderte sich dies bald; die Franzosen versuchten in den Jahren 1707 und 1708 den aus Europa eintreffenden Schiffen möglichst Schaden zuzufügen, und die Holländisch-Westindische Kompagnie tat an ihrem Teile das gleiche. Das Kastell Arguin ging durch denselben Vertrag wie Groß-Friedrichsburg in den Besitz der Holländer über, aber wie dort Jan Cuny sich von seinem Eid gegen den König von Preußen nicht entbinden lassen wollte, so hielt hier Jan Wynen die Festung bis zum Jahre 1721. Die Übergabe von Arguin beendet die brandenburgisch-preußische Kolonialtätigkeit in Westafrika, die erst mit der Besitzergreifung von Togo wieder aufgelebt ist.

Anecho von der Lagune aus.

Togo.

Das Geburtsjahr der Kolonie Togo ist das Jahr 1884, das für die Geschichte der deutschen Kolonisation überhaupt in mehr als einer Beziehung von größter Wichtigkeit geworden ist.

An der Küste von Westafrika hatten sich an verschiedenen Stellen Bremer Kaufleute mit ihren Faktoreien festgesetzt und einen regen Handel eröffnet. Da sie aber auf britischem Gebiete durch Zoll und Steuern nicht unbeträchtlich eingeengt wurden, versuchten sie durch den Übergang in unabhängiges Gebiet ihre Waren steuerfrei ein- und auszuführen. Es war dies die Togoküste, die trotz mancher wechselnden Besitzergreifung in jenen Gegenden durch die Franzosen, Engländer, Portugiesen und Holländer doch schließlich herrenlos geblieben war. Die Bremer Kaufleute hatten mit den eingeborenen Häuptlingen einen Vertrag auf Handelsfreiheit geschlossen. Dies wollten die Engländer nicht ruhig mit ansehen und versuchten durch Umtriebe ihrerseits bei Gelegenheit eines Thronwechsels die Häuptlinge gegen die Deutschen aufzureizen. Diese waren jedoch auf ihrer Hut, hatten auch sich mit den Eingeborenen in ein sehr gutes Verhältnis zu setzen verstanden, sodaß der Wunsch, das Küstenland

unter die Hoheit des Deutschen Reiches zu stellen, sogar nachweislich von den eingeborenen Häuptlingen ausging.

Am 5. Juni 1884 erschien der damalige Kaiserliche Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, der in der gleichen Zeit zum Reichskommissar für Westafrika ernannt worden war, und schloß im Auftrage der deutschen Regierung mit dem Oberhäuptling von Togo ein Schutz- und Trutzbündnis ab.

Die nächsten Jahre waren naturgemäß mit Grenzstreitigkeiten ausgefüllt, die erst durch diplomatische Verhandlungen mit Frankreich 1885 und 1897 und mit England 1890 endgültig geregelt wurden. Später wurde dann noch die deutsche Nordgrenze etwas weiter vorgeschoben. In dem sogenannten Sansibar-Vertrage 1890 wurde zwar dem deutschen Gebiete einiges hinzugefügt, Deutschland jedoch leider von der Schiffahrt auf dem Voltaflusse ausgeschlossen.

Die Kolonie Togo hat eine eigenartige Gestalt: die Küste verläuft fast schnurgerade in der Richtung von Westen nach Osten; über dieser verhältnismäßig kleinen Küstenstrecke erhebt sich nach Norden und Nordwesten ein weites Hinterland, das jedoch nur etwas mehr als das Doppelte der Breite der Küstenausdehnung erreicht. Die Gliederung des Landes, soweit es Deutsches Schutzgebiet ist, ist folgende:

Der Strand ist flach und sandig; vor ihm steht die gewaltige Brandung der Togoküste, Calema genannt, die das Landen der Waren bis zur Erbauung einer Brücke vor Lome so ungemein erschwerte[1]). Hinter dem schmalen Strandstreifen beginnt eine Lagune, die sich an mehreren Stellen zu einem breiten Seebecken erweitert und trotz der gesundheitlichen Gefahr, die sie als Krankheitsherd bietet, als Verkehrsweg von einiger Bedeutung ist. Hinter der Lagune beginnt das eigentliche Festland, das allmählich nach dem Innern zu aufsteigend, in die Gras- und Baumsteppe übergeht, die Togo in seinem ganzen Umfange durchzieht.

Die Gebirge, von denen man einen Stock in Mitteltogo und einen in Nordosttogo unterscheiden kann, erheben sich kaum über 1000 Meter Höhe. Sie beginnen im westlichen Teile in einer Entfernung von 120 Kilometern, im östlichen erst 300 Kilometer von der Küste.

Dieser einfachen Gliederung des Landes entspricht auch die Vegetation. Auf das Mangrove- und Creekland der schmalen Küste folgen parkartige Bestände des Küstenhinterlandes und eine nicht unbedeutende Ölpalmenzone, die dann in die Baum- und Buschgrassteppe übergeht, die ihrerseits an den Flußläufen durch den sogenannten Galeriewald und den immergrünen Regenwald strichweise unterbrochen wird.

Klimatisch ist Togo ein reines Tropenland mit einer Durchschnittstemperatur von 27° C. Die Lage der Kolonie im Reich der Monsunwinde bringt es mit sich,

[1]) Die Brücke ist im Mai 1911 durch einen schweren Sturm zerstört worden; ihr Wiederaufbau ist aber bereits wieder eingeleitet.

daß die Verteilung der Regenmengen und Niederschläge eine ganz absonderliche Verschiebung erfährt. Überhaupt ist Togo für ein tropisches Land ziemlich regenarm, und die Flüsse versiegen zum großen Teil während des Sommers. Eine große Bedeutung hat neben den Monsunwinden der trockene Nord- und Nordostwind, der für die ganze Guineaküste charakteristisch ist. Er macht die Luft in bestimmten Monaten des Jahres so dunstig, daß die Sonne nur als blutrote Scheibe am Himmel steht und eine Aussicht in die Ferne vollkommen verschlossen ist.

Das Innere von Togo ist, wie bereits bemerkt, ein Land der Steppe. So sind auch die Bäume und Sträucher reine Steppenbäume, unter denen neben Akazien, Tamarinden, Schibutterbäumen und Palmen der Affenbrotbaum der bekannteste ist. Mit dem geringen Waldbestand geht eine Verminderung des Wildes Hand in Hand. Der Togoneger geht gern auf die Jagd und hat unter dem jagdbaren Wild mit Speer, Pfeil und Feuerwaffe bereits so aufgeräumt, daß zum Beispiel sich Elefanten nur in ganz beschränkter Anzahl noch dort finden. Von den größeren Dickhäutern leben Flußpferde und Krokodile besonders in den Lagunen des Küstengürtels. Sehr zahlreich ist dagegen der Affe in seinen verschiedenen Arten, der wegen seiner Verwüstungen der Eingeborenen Pflanzungen kein Freund der Neger ist. Die Vogelwelt ist in Togo recht zahlreich vertreten und mannigfach. Sie ist dem Fang und Schuß durch die Eingeborenen weniger ausgesetzt. Der Fischfang blüht naturgemäß besonders in der Lagunengegend.

Bei alledem ist aber der Togoneger nicht eigentlich Jäger oder Fischer. Seine Hauptbeschäftigung ist vielmehr der Ackerbau, den er in einfacher, aber nicht ungeschickter Weise ausübt und durch den auch in Zukunft die Kolonie ihre Bedeutung haben wird.

Neben dem Ackerbau haben einige Stämme besonderen Ruf als Schmiede und in der Lederbereitung. Die Schmiedearbeit erzeugt nicht nur Gebrauchsgegenstände, wie Hacken, Messer, Pfeilspitzen, Speere, Glocken und Armringe, sondern sie hat sich auch an Schmuckgegenständen versucht und es darin zu einer nicht unerheblichen Gewandtheit gebracht. Daneben findet man bei einigen Stämmen Lederarbeit und Mattenflechterei, aber auch Töpferei und Weberei vertreten.

Den Vertrieb aller dieser Erzeugnisse und überhaupt den Verkehr zwischen den einzelnen weit getrennten Stämmen vermitteln die Haussa, die als Händler und Kaufleute über das ganze Schutzgebiet verbreitet sind, besonders aber im Nordwesten geschlossene Niederlassungen haben. Es sind die wandernden tatkräftigen Händler Westafritas, die von Norden und Nordwesten kommend sich auch über die ganze Guineaküste verbreitet haben. Sie bringen es durch ihre Tätigkeit oft zu erheblichem Wohlstande, und ein vornehmer Haussaneger ist an seinem fast fürstlichen Auftreten vorteilhaft zu unterscheiden von den indischen Händlern Deutsch-Ostafritas, die ungefähr

Eweneger

die gleiche Rolle spielen. Der Haussa bringt aber nicht nur seine Waren von Ort zu Ort, sondern auch seine Sprache, die in ganz Westafrika zu einer Art Verkehrssprache ge worden ist.

Als rassenfremdes Ele ment kommen im Norden der Kolonie die Fulbe, wenn auch in geringerem Umfange, als Hirten in das Land. Beide, Haussa und Fulbe, haben ein Gemein sames, sie sind Mohamme daner und stehen dadurch in strengstem Gegensatz zu den Negerstämmen Togos, die Heiden und zum großen Teil Fetischanbeter sind, deren Fetischhäuser mit ihrem stark entwickelten Götzenkult, ihren Menschenopfern und Gottesurteilen sich in den verschiedensten Formen durch das ganze Land ziehen.

Ebenso verschiedenartig, wie innerhalb des Heidentums die Kultgebräuche, sind in Togo auch die Sprachen. Die neueste Sprachenkarte von Weule in Meyers Kolonialwerk zählt nicht weniger wie 21 verschiedene Landessprachen auf, die sich untereinander zu verschiedenen Gruppen zusammenschließen. Für uns genügt es, den Hauptstamm kennen zu lernen, dessen Sprache auch über die Grenzen hinaus ver standen wird, es ist der Ewestamm. Seine Sprache wird sich neben dem Haussa besonders an der Küste und dem Küstenbinterlande zu einer Art Verkehrssprache entwickeln. Die Ewe bilden, wie auch die übrigen weitverzweigten Stämme Togos, keine geschlossenen Reiche; es sind lockere Dorf- und Landschaftsverbände unter Häupt lingen. Und dies ist wohl der Grund, weshalb auch neben kleineren Stammesfehden größere Kriege innerhalb Togos kaum vorgekommen sind, nachdem die gewaltigen Kämpfe gegen die Aschanti und Dahomey durchgefochten waren. Der Togoneger ist überhaupt im ganzen friedliebend. Das sehen wir besonders daraus, daß es zu bewaffneten Zusammenstößen mit den Deutschen nach der Okkupation gar nicht ge kommen ist.

Hupfeld gibt von ihm folgende Charakteristik: „Weiterhin ist die große Begabung des Togonegers für den Handel hervorzuheben; die Einführung europäischen Geldes ist überraschend schnell gelungen, die früher allgemein übliche Kaurimuschel wird durch deutsches und englisches Silbergeld und deutsche Nickel- und Kupfermünzen immer mehr verdrängt. Auf der anderen Seite aber zeigt der Togoneger auf manchen Gebieten eine geradezu bodenlose Unkenntnis: er baut vielfach kreisrunde Hütten, weiß aber nicht, wie man einen Kreis schlägt. Das Rad ist ihm unbekannt, unbekannt also auch die Winde, die Töpferscheibe, der Wagen, unbekannt die Verwendung von Zugtieren, unbekannt der Pflug, unbekannt das Prinzip des Hebels, einem schweren Baumstamm oder Feldstück steht er ratlos gegenüber. Um Jahrtausende ist er in diesen Dingen hinter der weißen wie hinter der gelben Rasse zurück."

Hupfeld, der als Direktor der Deutschen Togogesellschaft Gelegenheit gehabt hat, den Togoneger in allen Lebensverhältnissen zu beobachten, rühmt zwar die verhältnismäßige Ehrlichkeit desselben: man kann ihm Waren im Werte von vielen hundert Mark als Träger mitgeben und einen Teil des Lohnes sogar noch vorausbezahlen;

Die Kameschlucht bei Misahöhe

er wird in den meisten Fällen alles richtig am Bestimmungsorte abgeben und sich dort den geringen Rest seines Traglohnes holen.

„Dagegen", sagt er, „teilt der Togoneger mit vielen anderen Naturvölkern den Hang zur Lüge. Die Geistesgegenwart und Unverfrorenheit, mit der selbst der jüngste Bursche die ausgesponnensten Lügengebilde jederzeit zur Hand hat, wäre geradezu bewundernswert, wenn sie nicht so tief traurig wäre. Menschenalter werden dazu gehören, um diese in Fleisch und Blut übergegangene Gewohnheit mit nur einigem Erfolge zu bekämpfen. Die Lügenhaftigkeit des Negers ist eine der schwierigsten Fragen unserer Rechtsverhältnisse in den Schutzgebieten. Einem Neger in gleicher Weise wie einem Europäer einen Eid abnehmen zu wollen, ist einfach unmöglich . . ."

Bei der eigenartigen geographischen Gestalt, die die Kolonie Togo hat, und bei der vorher erwähnten Ausschließung von der Schiffahrt auf dem Volta, sind natürlich hier die Eisenbahnen von ganz besonderer Bedeutung.

Es bestehen zurzeit zwei Eisenbahnen in Togo. Die eine ältere ist die Küstenbahn, die von Anecho bis Lome längs der Küste führt und im Jahre 1905 eröffnet worden ist. Seit Fertigstellung der großen Landungsbrücke vor Lome hat sich der Handel von Anecho hierher gezogen, besonders da dieser Ort der Ausgangspunkt für zwei weitere Bahnen in das Innere geworden ist.

Die eine führt von Lome nach Nordwesten über die Küstengrenze hinaus bis Agome Palime; sie ist 1907 eröffnet worden und umfaßt bereits 120 Kilometer.

Die zweite Inlandsbahn zieht von Lome aus gerade nach Norden; sie ist im Mai 1908 bewilligt und soll auf einer 166 Kilometer langen Strecke den Inlandsmarkt Atakpame erreichen. Sie folgt der großen Straße in das Innere, die über Atakpame hinaus nach Sokode geht. Eine Weiterführung der Bahn über Atakpame hinaus wäre für die Erschließung des Hinterlandes aus den oben angeführten Gründen von außerordentlicher Bedeutung. Es würde sich darum handeln, die Bahn etwa über Bassari und von da nach Nordwesten streichend bis Banjeli zu führen, um die dort vorhandenen Erzlager ausnutzen zu können. Jedoch liegt dies letztere noch in weiter Ferne, wenn auch die Denkschrift an den Reichstag sogar schon von einer Vorschiebung über Banjeli hinaus bis Tschopowa redet. Sie fügt hinzu: Der Bau dieser Bahn wird im Wirtschaftsleben der beiden genannten Hinterlandsbezirke, welche ohne Bahn zum wirtschaftlichen Stillstand verurteilt sind, eine große Umwälzung hervorrufen (1909—1910).

Solange die Eisenbahnen noch nicht gebaut oder noch nicht weit genug vorgerückt sind, müssen gute Fahrstraßen sie zu ersetzen suchen. Dies ist in Togo seit langem in Arbeit; ein wohldurchdachtes Netz von Fahrstraßen von über 600 Kilometern ist im Bau. Die eine Fahrstraße begleitet, wie erwähnt, die Bahn nach Atakpame und geht darüber hinaus weiter nach Norden in die Richtung auf Sokode weiter. Die

zweite Hauptfahrstraße nimmt ebenfalls von Lome ihren Ausgang, begleitet im ganzen den Zug der Bahn bis Agome-Palime und geht dann weiter über das Gebirge, den François Paß und die Kame-Schlucht in die Richtung auf Kpandu. Von dort zweigen sich Straßen nach verschiedenen Richtungen des mittleren und nördlichen Togo ab.

Auf diesen Wegen ist die Beförderung von Waren nicht mehr nur auf den Köpfen der Neger, sondern in größeren Mengen auf Lastwagen möglich, die allerdings wegen der Stechfliegen von Menschen und nicht von Pferden gezogen werden müssen. Neuerdings hat man damit begonnen, Versuche mit Lastautomobilen zu machen. Wie sehr dieses Straßennetz, das von Jahr zu Jahr mit dem zunehmenden Wagenverkehr immer umfangreicher wird, den Bedürfnissen der Eingeborenen entgegenkommt, zeigt die Denkschrift an den Reichstag (II. Session 1909/10): „Aus eigener Initiative haben die Eingeborenen mit dem Bau einer sechs Kilometer langen Straße von Wo Tokpli nach Kponu begonnen, um eine bequeme Verbindung mit dem Wo Kutime Markt zu erhalten."

Aber nicht nur Fahrwege, sondern auch Kanäle werden in Togo geschaffen, um den Verkehr zwischen den einzelnen Orten und Märkten zu erleichtern. So hat das Bezirksamt Anecho, weil einige Ortschaften des Hinterlandes in der Hochwasserzeit den Anschluß an das Kanalnetz der Lagunenstraßen nicht mehr finden können, einen Kanal begonnen, um einen neuen Verkehrsweg zu eröffnen.

Man sieht aus diesen Bemerkungen, daß in Togo auf die Erleichterung der Verbindung und des Verkehrs mit dem Hinterlande von Anfang an der richtige Wert gelegt worden ist.

Die Hauptproduktion des Landes liegt besonders in dem Hinterlande, das erst noch der Erschließung harrt, in den Händen der Eingeborenen, ist also eine Eingeborenen Produktion. Von wirtschaftlicher Bedeutung sind vor allem die reichen Ölpalmenwälder und Gummidistrikte.

Die Ölpalme findet sich nicht allein in einer Ölpalmenzone mit geschlossenen Beständen nahe der Küste, sondern sie durchzieht das ganze weite Gebiet, begleitet die Bäche und Ströme und steht in der Nähe der Wohnplätze der Eingeborenen. Die vorhandenen Bestände sind so reichhaltig, daß mit einer dauernden Ausfuhr der Palmenkerne und des Palmöls gerechnet werden kann. Freilich kommt es bis jetzt noch vor, daß in den küstenferneren Gegenden und besonders im Hinterlande viele Produkte verfaulen, da es bei der Weite der Wege zu teuer wäre, Trägerlasten nach der Küste damit zu befrachten. Dies wird jedoch nicht mehr vorkommen, wenn durch die Anlegung von Straßen und vor allem durch die Weitervortreibung der Eisenbahn in das Innere eine leichtere und auch eine billigere Verkehrsmöglichkeit geschaffen worden ist. Die Denkschrift an den Reichstag 1909/10 spricht die Hoffnung aus,

Straßenbau am Franzospaß.

daß die Ausfuhr von Ölpalmenprodukten dauernd steigen werde, wenn auch nicht verschwiegen wird, daß an einigen Stellen die Eingeborenen von dieser Produktion abzugehen scheinen und sich dem Maisbau zuwenden, weil die Bereitung der Produkte der Ölpalme bisher noch mit allzugroßen Schwierigkeiten verbunden sein soll. Die Denkschrift schildert das Aufbereitungsverfahren in Südtogo folgendermaßen: „Die von den Ölpalmen abgeschlagenen Fruchtstände werden fünf bis acht Tage getrocknet, dann durch Schlagen mit einem Stocke oder mit der Hand die Früchte aus dem Fruchtstand entfernt, in einen Tontopf geschüttet und mit Wasser begossen. Nachdem durch Kochen das Fruchtfleisch weich geworden ist, werden die Früchte in eine trichterförmige Erdgrube getan und hier mit Holzstangen solange gestampft, bis sich alle Fleischfasern von dem Kern gelöst haben. Sobald dies nach ein bis drei Tagen geschehen ist, werden die Früchte mit lauem Wasser begossen und mit den Händen zerquetscht. Daß sich auf der Oberfläche des Wassers ansammelnde Öl wird abgeschöpft und gekocht, bis es von dem anhaftenden Wasser befreit ist. Die Palmenkerne werden dann getrocknet."

Diese etwas primitive Produktion könnte außerordentlich gehoben werden, wenn auch nur die allergeringste Hilfeleistung durch Maschinen einträte. Aus dem beschriebenen Verfahren ist ersichtlich, daß das gewonnene Öl nichts weniger als rein sein kann.

Es muß erst in Europa gereinigt werden, um zum Verbrauche verwendbar zu sein. Aus den Palmenkernen wird ebenfalls noch Öl, außerdem Glyzerin und Fettsäure bereitet, woraus Seifen und Kerzen fabriziert werden. Die Rückstände des Palmenkerns sind bekanntlich ein beliebtes Viehfutter. Es ist klar, daß eine Produktion, in

Kautschukstand in Agome-Palime

der sämtliche Rückstände nutzbar gemacht werden, bei einer maschinellen Verarbeitung reiche Erträge liefern kann.

An zweiter Stelle steht der Kautschuk. Freilich ist die Kautschukgewinnung vielfach noch durchaus ungeregelt und wild. Es kommt oft vor, daß die von den Eingeborenen angeschnittenen Lianen absterben und damit eine dauernde Verminderung des Baumbestandes Hand in Hand geht. Aus diesem Grunde ist vorgeschlagen worden, die Kautschukgewinnung durch ein Gesetz zu regeln; doch ist natürlich eine derartige

Bestimmung in ihrer Durchführung mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Besser wäre es, wenn man durch gutes Beispiel und durch das Anlegen von Kautschukplantagen den Eingeborenen eine rationellere Bewirtschaftung beibrächte, aber die Plantagenwirtschaft liegt in Togo noch in den ersten Anfängen und die ausgeführten Kautschukbestände stammen vorläufig noch fast sämtlich aus wilder Produktion her.

In ähnlicher Weise ist die Produktion von Elfenbein durch die Verminderung der Elefantenbestände beschränkt, und man wird gerade in Togo nicht mit einer dauernden Ausfuhr von Elfenbein zu rechnen haben.

Die übrigen Produkte der Negerkultur wie Kakao, Kaffee, Kola, Erdnuß, Maniok, Yams, auch Kartoffeln, Reis, Hirse und Bohnen haben für den eigenen Gebrauch der Neger ihre alte Bedeutung behalten. Ob sie aber als Ausfuhrprodukte über den lokalen Marktverkehr oder auch den Verkehr zum Küstenvorlande hinaus zum Export in größeren Mengen gebracht werden können, muß erst die Erfahrung lehren. Eine Kultur scheint aber für Togo von besonderer Bedeutung werden zu wollen, das ist Baumwolle. Zwar haben die Eingeborenen fast in ganz Togo seit langem Baumwolle gebaut, aber die primitive Art der Bearbeitung und die immerhin geringe Menge konnte für eine Ausfuhr in größerem Stile nicht in Betracht kommen, zumal sich die Qualität für Fabrikationszwecke nicht eignete. Die erwähnte Denkschrift sagt über den Baumwollenbau und seinen augenblicklichen Stand folgendes: „Das Kolonialwirtschaftliche Komitee, die kaufmännischen Firmen und nicht zum wenigsten die Leiter der Bezirke Misahöhe und Atakpame, in welchen der Baumwollbau hauptsächlich aussichtsreich erschien, sind bereits seit Jahren bemüht gewesen, den Bauern auch an den von den Entkernereien entfernt liegenden Plätzen die Rohbaumwolle abzukaufen, damit ihnen die langen Märsche erspart blieben, denen sie sich unterziehen mußten, wenn sie ihr Produkt absetzen wollten. Dank diesen Bemühungen hat sich denn auch der Eingeborene in den letzten Jahren immer mehr daran gewöhnt, über den früheren Eigenbedarf hinaus Baumwolle anzubauen. Die mit der Baumwollkultur verbundene Arbeit geht ihm offenbar besser von der Hand, sodaß er mit gleichem Arbeitsaufwand mehr leistet. Ferner steigerten sich wohl auch seine Bedürfnisse, welche er durch den Verkauf von Baumwolle zu befriedigen suchte. Die Ernte hat sich dementsprechend mit jedem Jahre vergrößert."

Um den Bestrebungen der Eingeborenen, Baumwolle auch in größerem Umfange zu bauen, möglichste Unterstützung angedeihen zu lassen, hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee eine sogenannte Baumwollexpedition nach Togo ausgesandt. Diese hat nicht nur das Land bereist und die Möglichkeit des Baumwollbaues untersucht, sondern hat auch die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule empfohlen, in der der Baumwollenbau den Eingeborenen gelehrt und Versuche aller Art angestellt werden

sollten. Eine solche Schule ist in Nuatjä errichtet worden; sie ist inzwischen in eine Ackerbauschule umgewandelt und von dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee abgegeben worden, sodaß sie jetzt unter Leitung der Regierung steht. Die Denkschrift an den Reichstag berichtet darüber folgendes: „Schon unter Leitung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees wurden auf der Schule neben der Ausbildung junger Eingeborener zu Bauern allerlei Pflanzungsversuche, besonders mit verschiedenen Baumwollsorten, Kreuzungsversuche mit Baumwolle, Anbauversuche mit verschiedenen Maissorten vorgenommen. Da in Togo keine besondere Versuchsstation für Landwirtschaft besteht, ist hier dem Versuchswesen während des Berichtsjahres 1908/9 vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt, und es ist auf alle für Südtogo in Betracht kommenden Feldfrüchte sowie auf die Viehzucht ausgedehnt worden, sodaß die Ackerbauschule zugleich den Charakter einer allgemeinen landwirtschaftlichen Versuchsstation angenommen hat."

Danach ist zu erwarten, daß gerade die Produktion von Baumwolle in der Kolonie einen größeren Umfang annehmen wird; freilich wird hierfür nur Süd- und Mittel togo in Frage kommen, d. h. die Bezirke an der Küste, um Misahöhe, Kpandu, Atatpame und der Sokodebezirk mit Bassari. Dazu kommt das in der Nähe des Volta gelegene Handelszentrum Kete Kratschi. Für die nördlichen Bezirke, besonders für Mangu, kann eine ausgedehntere Produktion kaum in Betracht kommen; denn erstens findet in diesem höher gelegenen Bezirk mit seinem ärmlichen Boden die Baumwolle keine günstigen Vorbedingungen, andererseits würde der Weg nach der Küste oder auch nur bis zum augenblicklichen Endpunkt der Eisenbahn viel zu weit sein, als daß man an eine ausgedehntere Ausfuhr überhaupt denken dürfte.

Neben dieser bereits jetzt recht ausgedehnten Eingeborenenkultur ist der europäische Plantagenbau von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Bisher sind nur zwei größere Plantagen im Betriebe.

Die Plantage Kpeme bei Porto Seguro wurde 1892 in kleinem Maßstabe begonnen; sie hat sich seit 1896 zu einer mittelgroßen Anlage von 666 Hektar bebauter Fläche ausgebaut und betreibt vornehmlich die Kultur von Kokospalmen und Sisal agaven, als Zwischenkultur auch Baumwolle.

Die zweite europäische Pflanzungsunternehmung ist die Agupflanzung, die im Jahre 1899 begonnen und zurzeit 246 Hektar bebaut hat. Sie bevorzugt den Anbau von Kakao, Kola und von verschiedenen Kautschukarten, die gute Ernte versprechen.

Außerdem besitzt die Deutsche Togogesellschaft einige Versuchspflanzungen.

Alles in allem dürfte darüber kein Zweifel sein, daß in Togo die Grundlage der Volkswirtschaft voraussichtlich stets überwiegend die Eingeborenen kultur, d. h. der schwarze Kleinbauer sein wird. (Hupfeld)

Daß diese Entwicklung Togos auf dem richtigen Wege fortschreitet, zeigt neben der allgemeinen Zufriedenheit der Negerbevölkerung besonders der Umstand, daß die

Kolonie seit Jahren ohne einen Zuschuß seitens des Reiches auskommt, sich vielmehr durch sich selbst erhält.

Togo ist damit zurzeit die einzige Kolonie, welche seit Jahren die Mittel für die zahlreichen kulturellen Aufgaben der Regierung aus sich selbst liefert und dadurch das Ziel der Selbständigmachung der Kolonie vom Mutterlande in wirtschaftlicher Beziehung erreicht hat. Die Haupteinnahmequelle sind die Zölle; eine direkte Steuer ist bisher von den Eingeborenen nur in Lome und Anecho verlangt; dafür sind sie anderwärts in umfangreicher Weise zu Arbeiten, besonders Wegebauten herangezogen worden. Daß dieses ohne besondere Schwierigkeiten auch in den entferntesten Bezirken hat durchgeführt werden können, ist ein Zeichen dafür, daß die Eingeborenen durchaus die Vorteile erkennen, die ihnen die Anwesenheit der Weißen im Lande bringt und daß sie mit den Maßnahmen der Deutschen Regierung einverstanden sind.

Junge Mädchen aus Lome.

Der Sitz der Regierung ist nur kurze Zeit in Sebbe gewesen, 1897 wurde er jedoch nach Lome verlegt, das sich seitdem, wie bereits früher erwähnt, immer mehr zum Hauptort der Kolonie entwickelt hat.

Die Stadt macht auf den von der Seeseite ankommenden Fremden einen außerordentlich freundlichen Eindruck. Schmuck und ansehnlich erheben sich längs des Strandes die weißen Häuser der Europäer, stattlich ragt daraus das Gouvernementsgebäude hervor, die Häuser der Beamten stehen meistens mitten in Gartenanlagen. Es ist eine ganze Regierungsstadt, die sich bis zur ehemaligen Landungsbrücke erstreckt.

Nach Osten schließt sich die eigentliche Stadt mit ihren beiden Kirchen, gut gehaltenen Plätzen und fächerartig landeinwärts ausstrahlenden Straßen an, das

Gebäude der Regierungsschule und das stattliche Schwesternhaus der katholischen Mission schließen das Stadtbild nach Osten ab. Eine lebendige Schilderung des persönlichen Eindrucks von dem täglichen Verkehr in Lome bietet der Reichstagsabgeordnete Arendt, der auf der parlamentarischen Studienreise 1905 die Stadt besuchte und darüber in seinen Reiseschilderungen sagt: „Ganz überraschend war für uns das geschäftliche Leben auf dem Markt, dem Johann-Albrechtsplatz. Niemand von uns hatte eine derartige Entfaltung geschäftlichen Lebens in der Kolonie für möglich gehalten. Der Verkehr in den zahlreichen Faktoreien, die eigene Hausindustrie der Eingeborenen, wir sahen Weber und Färber bei der Arbeit, die handeltreibenden Syrer und Haussas, die ihre zahlreichen Erzeugnisse feilbietenden Landbewohner, die hereinkommenden Karawanen, das alles gibt nicht nur ein wunderbar eigenartiges und buntes Bild, sondern beweist auch, daß hier die besten Grundlagen für weitere gedeihliche Entwicklung gegeben sind."

Die ganze Stadt macht den Eindruck peinlichster Ordnung und Sauberkeit. Dazu trägt besonders der Umstand bei, daß man in Lome ähnlich wie in DaresSalam es verstanden hat, die Eingeborenenstadt möglichst räumlich von dem Europäerviertel zu trennen und landeinwärts zu schieben. Aber auch die Straßen der Eingeborenen machen in Lome keinen üblen Eindruck; hat man doch auch hier des Klimas wegen seit der deutschen Besitzergreifung mit hygienischen und sanitären Maßnahmen begonnen, die bisher zu einem im ganzen günstigen Erfolge geführt hat. Freilich ist es gerade in Lome außerordentlich schwer, die Bekämpfung der Stechmückenplage mit einigem Erfolge durchzuführen. Macht doch das nahe Lagunenbett des Küstenvorlandes, das in regenreichen Zeiten zu einer Mückenbrutstätte wird, jede Vorsichtsmaßregel zunichte. Bei stärkerem Landwinde werden die Mücken aus dem Lagunengebiet bis nach Lome, ja bei anhaltender Windrichtung sogar bis auf die auf der Reede ankernden Schiffe getrieben. Es wird zurzeit mit der Zuschüttung der Wassertümpel, soweit dies überhaupt Erfolg verspricht, begonnen. Herrscht dagegen Seewind, so verschwinden alle Stechmücken, und man kann längere Zeit in Lome ohne das lästige Moskitonetz schlafen.

Im ganzen jedenfalls hat sich der Gesundheitszustand von Europäern wie Eingeborenen dauernd günstiger gestaltet, und Lome kann eine gesunde Stadt genannt werden.

Ähnlich steht es mit dem zweiten Küstenorte Anecho. Auch hier ist in den letzten Jahren viel geschehen, um den Ort wohnlicher und gesünder zu machen. Dies ist hier besonders nötig, weil Anecho noch unmittelbarer an der Lagune und den Wasserläufen liegt, die zum Togosee führen. Auch hier ist besonders im letzten Jahre infolge außergewöhnlichen Hochwassers die Mückenplage recht groß gewesen, jedoch wird man mit energischen Maßregeln nicht zurückhalten, die sich bei der engen Bebauung der Stadt auch auf die Regulierung der Straßen erstrecken müssen.

Fetisch in Eteo.

Bis 1910 war der Gouverneur von Togo Graf v. Zech, der sich um die Entwicklung der Kolonie hohe Verdienste erworben hat. Für die Verwaltung scheidet sich Togo in Küstenland und Hinterland. Die Bezirksämter des Küstenlandes sind Lome und Anecho, die des Hinterlandes die schon erwähnten Misahöhe, Atakpame, Kete Kratschi, Sokode Bassari, Mangu Jendi. Gemäß der friedlichen Beherrschung der Kolonie besteht eine eigene Schutztruppe hier überhaupt nicht, sondern es ist eine Polizeitruppe von etwa 150 Mann aus Eingeborenen gebildet und den Bezirksämtern und Stationen kleinere Polizeiabteilungen zugeteilt. Dies genügt zur Aufrechterhaltung der Ordnung in dem großen Lande durchaus.

Wie die Regierung die Erziehung der Eingeborenen zu Landwirten und Bauern mit Erfolg in die Hand genommen hat, so verfolgt sie auch in der Erziehung der Eingeborenen im Allgemeinen gute und gesunde Grundsätze. Sie hat Volksschulen in Lome und Anecho sowie eine Handwerkerschule errichtet, legt jedoch großen Wert darauf, daß die Schwarzen, die überhaupt in die Schule aufgenommen werden, diese auch vollständig durchmachen, damit sie auf Grund eines Prüfungs und Abgangszeugnisses sich einen Dienst suchen können. Die erwähnte Denkschrift an den

Reichstag weist mit großem Ernst darauf hin, daß junge Eingeborene, welche angeregt durch irrige Vorstellungen von Kultur die Schule besuchen und vielfach vor Beendigung des Lehrganges wieder ausscheiden, sich zu einem arbeitsscheuen, nutzlosen Volke auswachsen.

Dasselbe Prinzip verfolgt auch die in Togo tätige Mission. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft unterhielt 1908/09 133 Schulen mit 3817 Schülern, die Steyler Missionsgesellschaft „vom göttlichen Wort" 178 Schulen mit 6278 Schülern und die Wesleyanische Mission 6 Schulen mit 477 Schülern. Die Bekehrungstätigkeit der Missionen wird in großem Umfange ausgeübt; es sollen zurzeit sich unter den 1000000 Togonegern 11000 Christen befinden.

Die Mission und die Schule haben in Togo ganz besonders schwere und große, aber auch lohnende Aufgaben zu erfüllen; sie stehen nicht allein dem Islam, sondern vornehmlich den heidnischen Götzenkulten, Geheimbünden und abergläubischen Vorstellungen gegenüber, die hier eine besonders krasse Form aufweisen.

Es war schon früher darauf hingewiesen worden, daß wir bei dem Togoneger, besonders bei dem Ewe, einem Götzenkultus gegenüber stehen, der sich in verschiedenartigen Formen durch das ganze Land zieht. Einem krassen Fetischdienst steht aber die christliche Mission beider Konfessionen auch an anderen Orten der Heidenbekehrung

Weberei in Atakpame.

gegenüber, sodaß damit nichts Besonderes an Schwierigkeit verbunden sein dürfte. Doch liegt die Sache hier anders, da der Togoneger neben diesem mehr materiellen Göttervorstellungen noch andere besitzt, welche mit einer Art Seelen und Geisterglauben zusammenhängen. In Verbindung damit steht die stark ausgebildete Zauberei, die von einem Priesterstande ausgeübt wird, der durch die merkwürdigen Gottesurteile des Gifttrunkes und der Wasserprobe einen großen Einfluß auf seine Bekenner ausübt. Außerdem hat die Mission mit einem eigenartigen Geheimbunde zu kämpfen, der erst vor nicht langer Zeit in Togo Eingang gewonnen und dort, besonders im Süden, eine weite Verbreitung gefunden hat. Dieser Jewebund ist eine Art religiösen Ordens, der seinen Mitgliedern den Eintritt nicht leicht macht, sondern sie durch schreckhafte Zeremonien zu unbedingtem Schweigen verpflichtet. Wer aber einmal Aufnahme gefunden hat, der nimmt an all' den meist mit unlauteren Mitteln erworbenen Vorteilen des Bundes teil und wird von seinen Genossen auch gegenüber der weltlichen Obrigkeit unter allen Umständen geschützt. So ist der Jewebund eine Freistatt für alle verbrecherischen Elemente geworden und erweitert seine Mitgliederzahl nicht nur durch freiwilligen Eintritt, sondern auch mit Gewalt durch Raub von Frauen und Mädchen. Der Bund übt sogar einen gewissen Terrorismus aus auf alle, die sich seinen Anordnungen nicht fügen und vor allem nicht die geforderte Geldsumme zahlen wollen, die Sicherheit vor den Unternehmungen und Raubzügen des Bundes garantieren soll.

Daß die Mission solchen Verhältnissen gegenüber, besonders in den Küstengebieten und im Süden der Kolonie, einen schweren Stand hat, zeigen die Missionsberichte, die den Denkschriften an den Reichstag beigegeben sind. Dort heißt es (II. Session 1909/1910) von der Missionsarbeit unter den Heiden im Jahresbericht der Norddeutschen Missionsgesellschaft: „Stellung und Stimmung der heidnischen Bevölkerung ist nicht überall gleich. Während es selbst an der Küste noch viele unzugängliche, vom Evangelium wenig berührte Orte gibt, sind im Innern ganze Gebiete mit dem, was das Evangelium anbietet und verlangt, im allgemeinen ziemlich bekannt. Aber zum Bruch mit dem Alten und zum Annehmen des Neuen bedarf es meist erst eines kräftigen Anstoßes. Neben der kulturellen Hebung und intellektuellen Aufklärung geht vielerorts ein bedenklicher, religiöser und sittlicher Zerfall her." Auch die katholische Mission klagt in ihrem Berichte über den Leichtsinn und die Zügellosigkeit besonders der jungen Generation, der sie sich mit allen Mitteln entgegenzutreten bemüht. Die Erfolge beider Missionen liegen jedoch nicht sowohl auf religiösem Gebiete, von dem bereits oben gesprochen ist, sondern auf dem Gebiete allgemeiner Bildung und Kultivierung der Eingeborenen.

Gelingt es, den Neger auf eine gewisse Stufe der Bildung zu heben, ihn von dem Wert regelmäßiger Arbeit zu überzeugen, dann ist damit eine Kulturmission

erfüllt, wie sie erfolgreicher nicht gedacht werden kann. Dann werden Schule und Mission gleicherweise daran mitarbeiten, den Togoneger zu einem nützlichen Mitgliede der Deutschen Kolonie zu machen. Der Reichstagsabgeordnete Arendt gibt seinen Eindruck von Togo gerade über Schule und Missionen, die er auf der parlamentarischen Studienreise 1905 besichtigt hatte, folgendermaßen wieder:

„Wir besichtigten dann die Schulen und Missionsanstalten. In der evangelischen Mission empfingen uns die Kinder mit dem Gesange von „Deutschland, Deutschland über Alles", und gaben uns hübsche Proben ihres Könnens im Deutschen. Noch zahlreichere Schüler weist die katholische Missionsschule auf, wo die gleichen Leistungen erzielt werden. Die Katholiken erfreuen sich bereits einer sehr schönen doppeltürmigen Kirche, der Bau des evangelischen Gotteshauses wird in den nächsten Tagen beginnen.) Vor der katholischen Kirche überraschte uns ein Posaunenchor schwarzer Knaben durch recht tüchtige Leistungen. Ganz nahe der Kirche ist ein geschmackvolles Denkmal inmitten hübscher Anlagen den Männern gewidmet, welche bei der Erforschung des Hinterlandes von Togo ihr Leben ließen. Wir ehrten ihr Andenken durch Niederlegung eines Kranzes. Wir sahen hierauf die Regierungsschule, wo hauptsächlich Söhne der Häuptlinge der Landbezirke zu Beamten und Dolmetschern herangebildet werden. Auch hier war der Eindruck sehr günstig."

Was Arendt im Jahre 1905 schrieb, kann man auch heute noch durchaus bestätigen, und zwar nicht nur auf dem Gebiete von Schule und Mission, sondern auch auf allen Gebieten des Handels und Verkehrs.

Alles dies scheint in der Tat guten Fortgang zu nehmen; denn nach alledem, was wir anzuführen hatten, erscheint eine Aufwärtsentwicklung Togos außer Frage. Hupfeld urteilt darüber folgendermaßen:

„Deutschland besitzt in seiner Togokolonie ein nicht gerade umfangreiches Gebiet mit ungünstiger Abgrenzung, ein Land, das nur wenige natürliche Verkehrswege besitzt, daß aber andererseits dem Bau künstlicher Verkehrswege keine übermäßigen Schwierigkeiten bietet. Die Verhältnisse sind übersichtlich, das Land bekannt, der Boden im allgemeinen nicht von tropischer Fruchtbarkeit, aber für zahlreiche Kulturen geeignet, die Niederschlagsmengen hinreichend und im allgemeinen zuverlässig. Die Bewohner sind in zahlreiche Völker zersplittert, für afrikanische Verhältnisse zahlreich, an Arbeit gewöhnt, friedlich und in manchen Beziehungen recht hoch entwickelt. An Besiedelungen mit Weißen ist nicht zu denken, wohl aber bietet der europäische Plantagenbau für einige Kulturen gute Aussichten. Vor allem aber öffnet sich dem auf der Produktion der Eingeborenen fußenden Handel ein weites Feld der Tätigkeit. Wir werden wachsende Mengen von Rohprodukten, die Deutschland bisher vom

) Der Bau ist inzwischen fertiggestellt.

Misahöhe.

Auslande beziehen muß, in Togo bauen und dafür entsprechende Mengen deutscher Fabrikate dort absetzen können.

Wohin wir in Togo blicken, nirgends finden wir etwas Faszinierendes, nirgends die Möglichkeit, mühelos Reichtümer zu sammeln, aber überall gesunde, solide Verhältnisse, überall stetigen Fortschritt: ein Land, geschaffen für die gründliche, ausdauernde deutsche Arbeit, ein Land, das diese Arbeit nicht tausendfältig, aber mit Sicherheit lohnt und lohnen wird, ein Land, dessen weitere Erschließung und Entwickelung eine aussichtsreiche und dankbare Aufgabe für das deutsche Mutterland ist."

Kamerun.

In der Kolonie Kamerun treffen wir in klimatiſcher wie in völkergeographiſcher Beziehung ähnliche Verhältniſſe wie in Togo. Ähnlich ſind auch die Umſtände, unter denen die Beſitzergreifung durch die deutſche Regierung vor ſich ging. Wir erinnern uns, daß in Togo im Jahre 1884 der Generalkonſul Dr. Nachtigal auf das Erſuchen von Bremer Kaufleuten mit der „Möve“ erſchienen war und dort die deutſche Flagge gehißt hatte. Die Erwerbung des Kamerungebietes iſt durch die Rührigkeit der Hamburgiſchen Firmen Wörmann und Jantzen & Thormälen vorbereitet und ins Werk geſetzt worden. Die Firma Wörmann, deren Schiffahrtsverbindungen noch heute den Verkehr mit der Kolonie aufrecht erhalten, hatte bereits vor 1884 mit eingeborenen Häuptlingen Verträge abgeſchloſſen und dieſe dann trotz der Gegnerſchaft der Engländer, die ebenfalls Anſpruch auf jene Gegenden machten, auf das Reich übertragen. So konnte Nachtigal auf ſeiner Fahrt an Afrikas Weſtküſte entlang

Regierungsſchule und Regierungswerkſtätten in Duala

auf der Ausreise nach Angra Pequena an mehreren Stellen der Kamerunküste, die für deutsche Interessen in Frage kamen, die deutsche Flagge hissen, in Belltown, Aquatown und im Süden in Batanga und Kribi. Es war die höchste Zeit für die Besitzergreifung gewesen; denn wenige Tage danach erschien das englische Kriegsschiff „Flirt" im Kamerunfluß, um gegen die deutsche Besitzergreifung zu protestieren. Der Umsicht Nachtigals gelang es jedoch, Deutschlands Ansprüche aufrecht zu erhalten. Freilich drohte ein bald darauf ausbrechender Aufstand unter den Eingeborenen der Küstengebiete, der vielleicht nicht mit Unrecht auf englischen Einfluß zurückgeführt wird, diese Erfolge zu vernichten. Hier hieß es energisch eingreifen, und wie kurze Zeit später in Ostafrika, wurde auch hier an der Westküste durch die Flotte Abhilfe geschaffen. Ein unter dem bekannten Admiral Knorr stehendes Geschwader, die Kriegsschiffe „Bismarck", „Gneisenau", „Olga" und „Ariadne" erschienen bereits kurze Zeit darauf vor dem Kamerunfluß, setzten ein Landungskorps aus und nahmen die Dörfer der Aufruhrstifter mit stürmender Hand.

Die Abgrenzung des weiten Hinterlandes nahm noch erhebliche Zeit in Anspruch; erst nach langen und geschickten Unterhandlungen mit England über die Westgrenze und mit Frankreich über die Ostgrenze gelang es, ein weites Hinterland über einem zusammenhängenden Küstenstreifen, einen wenn auch schmalen Zugang zum Tschadsee und die reichen Länder des Sudan zu erlangen (1885).

Auf das Hinterland von Kamerun und den für eine spätere Entwicklung der Kolonie außerordentlich wichtigen Zugang zu den Ländern des inneren Sudan konnte Deutschland begründete Ansprüche erheben, weil bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Afrikareisenden Barth, Gerhard Rohlfs und Flegel von den Mittelmeerländern aus hierher vorgedrungen und wichtige geographische und völkerkundliche Feststellungen über diese Gebiete auf ihren Forschungsreisen beruhen. Zur Zeit kann die geographische Abgrenzung des Kamerungebietes als abgeschlossen gelten, wenn nicht die allerneuesten Verhandlungen in der Marokkofrage hier Änderungen mit sich bringen.

Bei den Verhandlungen mit England gelang es leider nicht, die Grenze bis an den nahen Niger heranzuführen; es erging der Kolonie also gerade so wie Togo, das ja auch auf die Wasserstraße des Volta wenigstens im Unterlaufe verzichten mußte. Damit ist der Verkehr mit dem Hinterlande allein auf Straßen und Wegebauten angewiesen, sofern nicht die Gründung von Eisenbahnen in nahe Aussicht gerückt ist.

Wenn also für eine der Kolonien die Frage des Eisenbahnbaues eine besondere Wichtigkeit hat, so ist es ohne Zweifel Kamerun. Die eigenartige Gestalt der Kolonie, die, ähnlich Togo, eine verhältnismäßig kleine Küstenstrecke zu einem gewaltigen Hinterlande besitzt, das sich durch den berühmten Entenschnabel bis zum Tschad See erstreckt, macht eine Ausbeutung nur durch Eisenbahnwege möglich. Freilich

ist das Eisenbahnnetz in Kamerun noch recht zurück. Im Betrieb ist zurzeit außer einer Schmalspurbahn von Viktoria nach Soppo, die sich im Privatbesitz befindet (43 Kilometer), nur die 1906 bewilligte und 1910 eröffnete Bahn von Duala nach den Manengubabergen, die aber erst 1911 auf der ganzen Linie dem Betriebe übergeben sein wird. Ihre Weiterführung in das nördliche Hinterland über Garua, Marua etwa nach Kusseri oder bis an die Grenze des französischen Kongo zu den Residenturgebieten des Nordens liegt noch in weiter Ferne. Über die Aussichten dieser Bahn sagt Major Zimmermann 1910 folgendes: „Nach den letzten Feststellungen zählt die Bevölkerung unseres Residenturbezirks nicht eine halbe Million, wie bisher stets angenommen, sondern nahezu eineinhalb Millionen Köpfe, darunter über die Hälfte Heiden. Der Großviehbestand beträgt rund 15000 Pferde und 350000 Stück Rindvieh. Wer aber das Verständnis und die Fürsorge der Fullahs und Kotokos für ihren prächtigen und wertvollen Viehstand kennen gelernt, wer die Arbeitsamkeit und das Geschick der kräftigen und gesunden Heidenstämme an ihren Farmen und Ortschaften hat messen, an der üppigen Fruchtbarkeit der weit gedehnten Flächen sein Auge hat weiden können, an den erheblichen Bedürfnissen und der überraschenden Prachtentfaltung der islamitischen Herrscher sein Wunder erlebt . . ., dem ist ferner nicht bange um die Zukunft einer Bahn nach unseren Residenturen."

Bewilligt und im Bau ist außerdem eine zweite Bahnlinie, die von Duala ihren Ausgangspunkt nimmt, die sogenannte Mittellandbahn, welche über Edea und Jaunde nach Widimenge am Njong führen soll. Sie hat augenblicklich noch das schwierige Gebiet des sumpfigen Hinterlandes von Duala und den Übergang über den Sanaga zu überwinden. Wohin sie einst weitergeführt werden wird, steht noch dahin. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß vielleicht Dume in Frage kommen könnte. Ob daneben die Mittellandbahn einen zweiten Strang am Sanaga aufwärts mit Umgehung des Ngaumdere Plateaus in die Residenturgebiete an den Faro entsenden wird, ist ebenfalls noch sehr zweifelhaft.

Ein drittes Projekt stellt die Südbahn dar, die von einem Hafen der Südküste, etwa Kribi, gerade nach Osten streichend, Dongo am schiffbaren Sanga erreichen soll. Ob dafür eine Verlängerung des Stranges der Mittellandbahn von Duala an den Mittellauf des Njong über Lomie praktischer sich gestalten würde, als der direkte Weg zur Küste über Kribi, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen.

Die Volksverhältnisse Kameruns sind denen in Togo nicht ganz unähnlich, da auch hier die Haussa und die Fulbe eine bestimmende Rolle, besonders in den nördlichen Teilen der Kolonie, spielen. Sonst charakterisiert sich aber die Kolonie in völkergeographischer Hinsicht als Grenzgebiet; denn wir haben hier einen Zusammenstoß zweier gänzlich verschiedener Völker, der Bantustämme des Südens und der Sudanneger des Nordens und der Mitte von Afrika.

Edea-Falle.

Die Bantu, die uns auch aus Deutsch-Ostafrika bekannt sind, teilen sich in zwei getrennte Gruppen, die zu verschiedenen Zeiten in ihre heutigen Sitze im Süden und an der Küste von Kamerun eingewandert sind. Die älteren Bantu, die man wiederum in eine Bakoko- und Bakundugruppe teilt, sitzen um das Ästuarium des Kamerunflusses herum, im Norden und Westen bis an die heutige Grenze der Kolonie reichend. Eine zweite Gruppe älterer Bantu sitzt im Südosten längs des Sanga. Zwischen diese beiden Gruppen haben sich die jüngeren Bantustämme, die man gewöhnlich mit dem Namen Fang bezeichnet, von Süden her so eingeschoben, so daß sie diese beiden Hälften vollständig getrennt haben. Die scharfe Grenze zwischen Bantu und Sudannegern fällt merkwürdigerweise auch mit einer Vegetationszone zusammen, nämlich mit der Grenze zwischen dem Grasland von Innerkamerun, dem Urwalde des Küstengürtels und dem tropischen Regenwalde des Südens. Es ist leicht zu verstehen, daß die Bantu, die auf ihrer Wanderung nach Norden von den Sudannegern bei dem Zusammentreffen zum Halten gezwungen, in die unzugänglichen Waldgebiete zurückgedrängt worden sind, während sich die stärkeren Stämme als Sieger im offenen Graslande halten konnten.

Es ist selbstverständlich, daß bei aller scharfen Abgrenzung dieser beiden Rassen sich doch auch Gebiete finden, in denen eine Vermischung zwischen ihnen stattgefunden hat; diese liegen längs der Grenze und zwar einmal am Südabhang des Manenguba-Gebirges und ferner am Mittellaufe des Sanaga an der Stelle, an welcher das Bantugebiet seinen nördlichsten Punkt erreicht. Hier hat sich gleichsam als Auswuchs ein ungefähr kreisrundes Mischgebiet angesetzt.

Das südliche Gebiet der Bantu wird durch unbewohnte Stellen unterbrochen; es ist fast unzugänglicher Urwald, in dem sich höchstens ein Zwergvolk findet, die Bagielli, vielleicht die Urbewohner der Küste und des Hinterlandes, die von den eindringenden Fremdlingen ebenso in unzugängliche Gebiete zurückgedrängt worden sind wie die Batwa in Deutsch-Ostafrika. Sie stehen jedoch auf einer weit niedrigeren Stufe als diese und werden in absehbarer Zeit ganz verschwunden sein.

Die Sudanneger haben von Norden und Nordosten her eindringend das ganze Hochland von Innerkamerun in Besitz genommen. Neben dem Rassenunterschied von den Bantu trennt sie von diesen eine fast durchgängig stark ausgebildete Gründung von kleineren und größeren Staatengebilden. Die Bantustämme sind fast nur auf

Haus der Jaundeneger

einige Dörfer, oft sogar auf eine einzige Ansiedelung beschränkt — daher die verwirrende Masse von Völkernamen, die wir aus Kamerun hören —; die Sudanneger dagegen haben eine ganze Reihe von Staaten gegründet, man denke nur an das große Reich Adamaua, das mit einem erheblichen Teil auf deutschem Gebiete liegt und dem eine ganze Reihe von kleineren Sultanaten wie zum Beispiel Ngaumdere, Ngila, Tibati, Tikar untertan sind.

Doch auch die Sudanneger sind nicht unvermischt geblieben. Von Norden und Osten her drangen die bereits genannten Haussa und Fulbe ein. Und diese mohammedanischen Eroberer haben dem ganzen Norden der Kolonie das Zeichen arabischer und islamitischer Kultur aufgedrückt.

Die Haussa sind wahrscheinlich von den Oasen der Sahara nach Süden gewandert; sie schufen eine Reihe von Staaten, die unter dem Namen der sieben echten und unechten Haussastaaten bekannt sind; freilich waren diese Gründungen nicht von langer Dauer: die Bedeutung der Haussa lag viel weniger auf dem Gebiet kriegerischer Eroberungen, als vielmehr der handelspolitischen Erwerbungen. So sind die Haussa, die man nicht mit Unrecht die Engländer unter den Sudannegern genannt hat, die maßgebenden Händler nicht nur für unser Schutzgebiet, sondern für das ganze Nordafrika bis nach Kairo und Tripolis hin geworden.

In scharfem Gegensatz zu ihnen stehen die hamitischen Fulbe. Dieses ursprüngliche Hirtenvolk, das seinen Ursprung aus Marokko herleitet und von dort aus in den Sudan eingewandert und nach Süden vorgedrungen ist, ist ein Eroberervolk. Die ganze äußere Erscheinung wird nicht mit Unrecht als den Somali ähnlich gefunden, und in der Tat sind es auch so trotzige Gesellen wie jene, deren charakteristische Eigenschaft der Glaubensfanatismus ist. Ihre Geschichte ist erfüllt von einer Reihe großartiger Religionskriege, in denen sie die Haussastaaten vollständig unterwarfen. Sie schufen in deren Ländern einen großen Fulbestaat vom Niger bis zum Tschadsee. Ihre Sultanate und Vasallenstaaten haben heute den Gipfel ihrer Macht überschritten, sie müssen den vordringenden Europäern weichen, und auch die noch im Anfang der Besitzergreifung Kameruns durch die Deutschen mächtigen Sultane der inneren Hochebene müssen jetzt die Überlegenheit Deutschlands anerkennen. Daß dies nicht ohne kriegerische Zusammenstöße hat abgehen können, liegt auf der Hand. In diesen Fulbestaaten herrschte jene unerhörte Grausamkeit, von der die ersten Afrikareisenden zu erzählen wußten; hier fanden jene Sklaven- und Menschenjagden statt, deren Spuren man an zerstörten Ansiedelungen der inneren Hochebene noch jetzt erkennen kann. Auch Stammesverschiebungen an der Grenze des Küstenlandes lassen sich dadurch erklären, daß die fanatischen Fulbe ganze Völker zur Auswanderung zwangen oder nach ihrer Unterwerfung selbst in anderen Gebieten ansiedelten.

Außerdem rücken von Nordosten zwei weitere Völker in die Grenzen unserer Kolonie ein: es sind die Kanuri, deren Kolonien sich besonders westlich und

südwestlich vom Tschadsee erstrecken, und etwas südöstlich davon kommen aus dem französischen Gebiet verstreute Bagirmi. Dazwischen sitzen südlich vom See Araber, die aber auch hier in Westafrika dieselbe Rolle spielen wie im Osten. Sie erscheinen als Händler und haben das Bestreben, sobald wie möglich reich zu werden und dann in ihre Heimat zurückzukehren.

Um einen Begriff von der Macht der Fulbefürsten zu geben, wie sie noch in unsere Tage hineinreicht und von den ersten Besuchern der Kolonie, Reisenden und Offizieren, gesehen worden ist, mag eine Schilderung von Dominik und Ramsay hier Platz finden:

„Die Fulastadt ist in der Regel von Wall und Graben umgeben; die Bauten sind aus Lehm und Laterit errichtet. . . Den mit Schießscharten versehenen Mauern sind Zinnen aufgesetzt. Hohe Tore und Dämme geben von weitem der Stadt ein fast mittelalterliches Aussehen. Den Mittelpunkt bildet der Sultanspalast mit dem in seiner Nähe befindlichen Markt und dem von Bäumen beschatteten und mit weißem Sande bestreuten Gebetsplatz. Um ihn gruppieren sich die Besitzungen der Großen . . . . die Lamidowohnung bildet einen Stadtteil für sich. Hohe Mauern umgeben sie. Den Eingang bildet ein mit hohem kunstvollen Grasdach bedecktes, gewaltiges rundes Torhaus, in dessen Hallen die Leibwache lagert. Ein Hof mit mannigfachen Wirtschaftsgebäuden folgt, dann wieder ein großes Torgebäude mit neuer Halle und neuem Hof, und weiter so Tor an Tor, Halle an Halle, Hof an Hof, je nach der Macht und dem Reichtum des Herrschers, bis man dorthin gelangt, wo er selbst, das Gesicht mit dem Litham umhüllt, von seinen Großen umgeben, Audienzen erteilt.

Vor wenigen Jahren, als die Europäer noch nicht dauernd im Lande waren, als auf den Märkten noch Sklaven gehandelt wurden und die Soldaten der Fulbefürsten noch ständig im Felde standen, war ihre Macht und ihr Reichtum groß. Wie einst der kleinste europäische Hof es dem Sonnenkönig nachtun wollte in Pracht und Glanz, so war jeder Fulafürstenhof nach dem Muster des glänzenden Hofes von Sokoto eingerichtet. Der Lamido *) selbst erschien nur zum Gebet am Feiertage oder an hohen Festtagen vor seinem Volke, dem sonst durch die Würdenträger des Hofes, dessen Rangstufen wohl geordnet waren, sein Wille kund gegeben wurde. Auf prächtig gezäumtem Pferde, bekleidet mit dem Turban, weißen Untergewändern, von denen die blaue Indigo Toba sich glänzend abhob, mit schön gestickten weiten Beinkleidern und hohen Stiefeln aus rotem Saffianleder, erschien der Lamido inmitten einer glänzenden Umgebung, um sich, unter dem Huldigungsgeschrei seiner Fußsoldaten, unter Schießen und Singen und geleitet von seinen Fulberittern, zur Verrichtung des Gebetes in die Moschee zu begeben. Das Fußvolk, die Dakari, bestand vielfach aus unfreien Männern;

*) Lamido: Sultan.

Neger und Fulaabkömmlinge ſtanden in ihm nebeneinander. Die Soldaten trugen die kurze ärmelloſe Gubba, kurze Hoſen und Sandalen; auf dem Kopfe die Fulamütze, den Fez oder den Turban. Eine leichte Decke, in der die Meſſer ſteckten, gürtete die Hüften; Bogen, Köcher und Pfeile, oft auch ein dreizackiges Wurfmeſſer, vollendeten die Ausrüſtung der Leichtbewaffneten. Die Speerkämpfer trugen neben der zum Stoß beſtimmten Lanze meiſt mehrere Wurfſpeere und den Schild. Die vornehmen und reichen Fulbe bildeten zu Pferde die Ritterſchaft des Sultans. Zum Schutz gegen Pfeilſchüſſe ſteckten Roß und Reiter in bunten Wattepanzern, welche die Farben des Lamido oder des Ritters zeigten. Mit Stoff übernähte Holzhelme, von denen große Hörner, Tier- oder Vogelköpfe nickten, ſchützten das Haupt des Reiters. Vielfach trugen die Reiſigen auch Eiſenharniſche auf Bruſt und Rücken oder feine aus einzelnen Maſchen zuſammengeſetzte eiſerne Kriegshemden. Berittene Keſſelpauker, Zinkeniſten und Flötenbläſer zu Fuß folgten dem Herrſcher und verübten ein ohrenzerreißendes Konzert, wenn die Geſchwader zur Attacke vorgingen . . .“

Während die Weſtküſte Afrikas im Allgemeinen nur wenige gute Häfen aufweiſt, iſt die weit eingeſchnittene Mündung des Kamerunfluſſes für die Entwickelung der

Hauſſahandler

Feldweg im Urwald zwischen Jaunde und Lolodorf

Kolonie von weittragender Bedeutung gewesen. Wenn man sich vom Meere aus nähert, bietet die Einfahrt ein eigenartiges Bild. Der Küste vorgelagert ist die in spanischem Besitze befindliche Insel Fernando Po, die sich mit ihrem fast dreitausend Meter hohen Berggipfel wie ein Wächter vor die breite Mündung des Flusses lagert. Auf der anderen Festlandseite ragt ein zweiter Gipfel noch höher in die Wolken, es ist das breite Massiv des Kamerunberges, der die ganze nordwestliche Seite des Mündungsgebietes beherrscht.

Der Kamerunberg steht auf einer Grundfläche von ungefähr zweitausend Quadratkilometern, ist also vielmehr ein selbständiges Gebirge, das sich aus dem Flachlande der Küste erhebt. Er ist, wie der Kilimandscharo, der Götterberg der Eingeborenen, die von dort Fruchtbarkeit und Regen herabflehen; und in der Tat ist der Abhang des Berges wegen der zahlreichen und dauernden Niederschläge außerordentlich für Plantagenbau geeignet, und seine mittlere Höhe ist wegen ihres gefunden Klimas der Zufluchtsort der Europäer geworden, die sich der Fieberluft des

Sumpflandes im Kamerun-Ästuarium entziehen wollen. Dieselbe Erwägung hat ja bekanntlich auch zur Gründung des Ortes Buëa ungefähr in Höhe von tausend Metern geführt, der als Sitz der deutschen Regierung und Garnison der Schutztruppe, den am andern Ufer der fast tausend Meter breiten Föhrde gelegenen, in der ersten Zeit der deutschen Besitzergreifung bekannt gewordenen Ort Duala in seiner Bedeutung abgelöst hat.

Im übrigen ist das Küstenland ein vollkommenes Flachland. Besonders die Südküste ist eine ohne jede Einbuchtung verlaufende Strandlinie, die infolgedessen auch wenige Häfen zeigt. Vielmehr müssen hier die Seeschiffe weit draußen vor der Brandung liegen bleiben, und es entwickelt sich bei der Aus- und Einbootung jene aufregende Szene afrikanischen Lebens — die Fahrt im Brandungsboot. Wenn trotzdem hier an der Südküste einige Orte von stetig wachsender Bedeutung sich entwickeln, so ist dies der Eigenart und der Bedeutung des Hinterlandes von Südkamerun zuzuschreiben, auf die wir anderwärts noch einzugehen Gelegenheit haben werden.

Wie schon bemerkt, ändert sich dieser Charakter der Küste ungefähr in der Höhe der Mündung des Njong. Wenig nördlich beginnt bereits bei der Einmündung des Sanaga sich die veränderte Küstengestaltung bemerkbar zu machen, die sich zum Ästuarium des Kamerunbeckens erweitert. Es besteht aus mehreren größeren und kleineren Buchten, in die sich im Verhältnis zur Größe der Beckenbildung kleine Flußläufe ergießen; die bedeutendsten von ihnen sind der Wuri und der Mongo. An der Mündung des ersteren liegt das vorher genannte Duala, das auch noch Dampfern von erheblichem Tiefgange das Ankern gestattet, wenn auch die großen überseeischen Schiffe der Wörmann-Linie außerhalb der Barre liegen bleiben müssen.

Die nordwestliche Küste zeigt ein zweites, freilich erheblich kleineres Ästuarium, das des Rio del Rey, das an Bedeutung mit dem eben beschriebenen nicht wetteifern kann.

Im übrigen verläuft die Küste zwischen diesen beiden tiefen Einschnitten in mäßig gebogener Kurve. Als Ankerplatz ist hier die Bucht von Viktoria zu nennen.

Unmittelbar hinter der Küstenregion beginnt der breite Urwaldgürtel, der sich direkt an den die Küstenbuchten umziehenden Mangrovewald anschließt. Dieser Urwald, der für das erste Eindringen ein schier unüberwindliches Hindernis zu sein schien, setzt sich dann im Süden auch in das Hügelland der inneren Hochebene fort.

Verlassen wir erst einmal die Duala-Küste, zu der wir später zurückkehren werden, und fahren mit dem kleinen Regierungsdampfer „Nachtigal" nach Süden, an die sogenannte Batangaküste nach Kribi oder Plantation, einstmals primitiven Faktoreien, die sich jetzt bereits zu kleinen Ortschaften auszuwachsen beginnen, und begeben uns von dort ins Innere. Überall treffen wir auf die Spuren des Mannes, dem wir, unbeschadet der Verdienste der ersten Durchquerer des Urwaldgürtels der Südküste, Morgen, Kund, Zintgraff, Tappenbeck, Zenker und anderer, doch die eigentliche

Besitzergreifung dieses ganzen Gebietes im Süden verdanken: des kürzlich verstorbenen Hans Dominik. Jetzt ziehen sich wenigstens gangbare Wege durch den Urwald, damals gingen nur die Saumpfade der Träger hindurch, die die Kautschuklasten aus dem Inneren nach der Küste brachten. Dominik schildert seinen ersten Zug nach Jaunde, das später die Jahre lang von ihm geleitete Station werden sollte, folgendermaßen:

Grasandlandschaft

„Am 16. Juli 1894 morgens ging es nun Mann hinter Mann auf dem schmalen Fußpfade in den Busch hinein. Vorn schmetterte der Sudanesen Hornist fröhlich seine Weise, dann folgte der Haussa Gefreite Mamadu mit der Flagge der Expedition in der Hand. . . . Der Weg war verhältnismäßig trocken und eben. Mächtig strebten die gewaltigen Stämme der Baumwollbäume, Rot und Ebenhölzer gen Himmel. Wie ein großes Dach verflochten sich oben ihre breiten Äste und Zweige, so daß kaum ein Sonnenstrahl auf die niederen Büsche herunter drang. Sie bildeten mit den

Schlingpflanzen zusammen ein so undurchdringliches großes Chaos um uns, daß es nicht möglich war, ohne Hilfe des Haumessers rechts oder links vom getretenen Pfade auch nur wenige Schritte zu tun."

Unter den Stationen des südlichen Hinterlandes erfreut sich Jaunde einer gewissen Berühmtheit. Von dort aus verbreitete sich der deutsche Einfluß über das weite Gebiet bis zu den Grenzen des französischen Kongo hin. Über die Jaunde als Volk urteilt Dominik als berufener Kenner an anderer Stelle: „Über Jaunde . ., dem freundlichsten Lande des weiten Fangebietes, leuchtet das Kreuz der Mission. Christen sind sie geworden, Soldaten, Arbeiter, Pflanzer und als Hausperſonal der Europäer über die ganze Kolonie verbreitet, stellen sie zurzeit die nützlichsten und arbeitsamsten Eingeborenen Kameruns dar. Voll frohen Sinnes, aber als Naturvolk auch jeder Auffassung christlicher und europäischer Moral noch abhold, schmiegen die Jaunde sich allen Verhältnissen leicht an. Sie, ein ausgesprochenes Binnenlandgeschlecht, bedienen in Viktoria die Boote und Barkassen: gleichmütig, als wenn er nie etwas anderes getan hätte, steht der Jaundeheizer auf der Lokomotive und regelt der Jaundemaschinist den Schlag der Ramme beim Hafenbau. Im Gehrock und in Lackstiefeln geht der Jaunde in Duala einher und in prächtiger Haussarobe prangt er in Garua. Er lernt in den Küstenschulen und lehrt in Adamaua und Bornu als Schul- und Exerziermeister. Aber wenn er in seine Heimat kommt, ist er das alte Kind. Herunter fliegt der Christenkaus oder das Mohammedanerkleid und im Hüfttuch springt der gefürchtete Feldwebel aus Kusseri, der Schriftgelehrte aus Buëa, der Zöllner von der Ostgrenze und der Handwerker mit den Seinen im Reigen; alles, alles ist vergessen, sobald er wieder in Jaunde ist und ‚Abok' feiert."

Bei dem Marsche von der Küste nach Jaunde sind wir bereits stufenweise in die Höhe gekommen. Das Hochland des Inneren steigt in mehreren Schwellen an, die sich äußerlich durch die Wasserfälle der größeren Flüsse darstellen, von denen wir noch zu sprechen haben werden. Der breite Urwaldstreifen der Küstenregion setzt sich in dem Urwalde fort, der den ganzen Süden bis zum Sanga durchzieht und darüber hinaus in den französischen Kongo übergeht. In der Gegend von Jaunde beginnt er allmählich in das Grasland überzugehen, das in seinen verschiedenen Formen als Baum-, Busch und Grassteppe das innere Hochland erfüllt, und nur in den höheren Regionen der Berge und höheren Plateaus in das Hochweideland und im Norden in die Dornbaumsteppe übergeht.

Hutter, der durch seine Forschungen im nördlichen Hinterlande von Kamerun sich einen Namen gemacht hat, schildert den Eindruck, den das Urwaldgebiet und das Grasland nebeneinander machen, folgendermaßen:

„Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er auf den Höhen hinter Bamessoh Halt machend, den Blick nach Norden und Süden

wendet. Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge steil ab in Täler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Ölpalmen überdeckt, aus Tiefen von fünfhundert und tausend Metern rauschen die Wasser herauf, bis hinaus in die fernsten Weiten schweift der Blick über das ganze durchschnittene Urwaldgebiet da unten; vorwärts nach Norden, Osten und Westen Hügelwelle über Hügelwelle, dazwischen weite Täler, und wie grüne Wogen schwanken in ungemessenen Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin. Fern am Horizont grenzen in blauer Luft verschwimmende Bergketten das weite Landschaftsbild ab."

Das Hochland von Süd-Adamaua zerfällt in verschiedene Hochplateaus, die in der Richtung von West nach Ost sich als Bali-, Mbam- und Baia-Plateau bezeichnen lassen. Ein besonderes Gebiet bildet das Manenguba Hochland, das eine Verbindung mit dem Küstengebiet herstellt. Es ist, wie wir wissen, der augenblickliche Endpunkt der Nordwestbahn in das Innere. Die genannten drei Hochplateaus, welche nach Passarge eine zweite Stufe des Hochlandes des Innern darstellen und eine mittlere Höhe von 1000 bis 1500 Metern zeigen, werden von der dritten Plateaustufe an Höhe übertroffen. Diese dritte Stufe, das Bametta-, Kumbo und Ngaumdere Hochland steigt bis zu 3000 Metern an. Von diesen letzteren werden die berühmten und in der ersten Zeit der Erforschung und Besitzergreifung Kameruns vielgenannten Sultanate des alten Reiches von Adamaua eingeschlossen: Es sind neben Ngaumdere, das dem Hochland den Namen gegeben hat, Bamum, Tikar und Tibati, die noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den eindringenden Europäern erhebliche Schwierigkeiten verursachten.

Nördlich dieses Hochlandes von Süd Adamaua erstreckt sich die sogenannte Massivregion von Adamaua in der Richtung auf den Tschadsee. Es ist ein reichgegliedertes Gebirgsland, das sich im Norden in dem Mandaragebirge bis etwa 1200 Meter erhebt. Rings um den eigentlichen Gebirgsstock gruppieren sich die für diese Gegend besonders charakteristischen Inselberge, darüber hinaus nach Norden beginnt das Gebiet des Tschadsees, das, je näher wir dem See kommen, aus dem Dornbusch, besonders an den Flüssen entlang, in sumpfige Niederungen übergeht.

Dominik und Ramsay schildern die Annäherung an den See folgendermaßen: „Je mehr wir uns dem Tschad nähern, desto seltener werden die Dörfer, die Straßen und Wege hören auf, und immer mehr häufen sich Seen, Tümpel und Lachen ohne Ufererhebung. An ihren Rändern tummeln sich schwere Enten und Gänse im Schlamm, Fische springen auf und beweisen, daß all diese Wasser in der Regenzeit mit dem Tschadsee und dem Schari in Verbindung stehen. Sumpf und Wiesenflächen wechseln ab, in denen Flamingo und Reiher einherstelzen. . . . . Niedriger buschartiger Wald breitet sich aus . . . . . Hinter dem Grün des Waldes und Sumpfes, zuerst schilfbewachsen und sich kaum von diesem abhebend, liegt die Wasserfläche des Tschadsees,

Musikbande der Wutenegger

stundenweit ganz flach, bleiern grau, wo sich offenes Wasser zeigt, und nur dunkler, wenn eine Windwolke darüber hinhuscht. Zahlreiche Inseln haben sich in diesem gigantischen Wasserbecken gebildet, das mit seinem Areal von 20000 Quadratkilometern

Partie von Viktoria mit dem großen Kamerunberge im Hintergrund

zu den größten Binnengewässern der Welt gehört, aber fast überall so flach ist, daß es einem Riesensumpf ähnelt. An seinen Ufern treffen die Gebiete Deutschlands, Frankreichs und Englands aufeinander."

Von den Flüssen Kameruns haben eigentlich nur die Küstenflüsse für die Kolonie als Schiffahrtswege und Verkehrsmöglichkeiten Bedeutung und zwar weniger aus oro-hydrographischen Gründen, als weil sie die einzigen sind, die wenigstens fast vollständig auf deutschem Gebiete fließen. Zwar ist das Mündungsgebiet des Kreuzflusses

Kakaopflanzung bei Victoria

(Cross River) bereits wieder auf englischem Gebiete, doch reicht die Schiffbarkeit wenigstens von der Mündung ab bis an die Grenze deutschen Gebietes (Ossidinge), so daß ihm als Verbindung mit dem Lande nordwestlich der Manengubaberge eine gewisse Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. In die beiden Ästuarien, die bereits früher erwähnt wurden, das Rio del Rey und das Kamerun Ästuar, münden eine Reihe von Flüssen, die zum Teil schiffbar sind. Ihre Namen sind bereits oben genannt. Der bedeutsamste der Küstenflüsse im Südgebiet ist der Sanaga, der auf dem Baiaplateau entspringend, die ganze Breite des inneren Hochlandes durchströmt und von Norden her, von dem Mbamplateau, seinen größten Nebenfluß gleichen Namens aufnimmt. Die vorher besprochene Gestaltung des inneren Hochplateaus,

das sich in zwei Schwellen zum Küstengebiet hinabsenkt, bringt es mit sich, daß der Sanaga, der alle diese Geländeformationen mitmacht, nur von der Mündung bis an die erste Stufe des Hinterlandes schiffbar ist. Diese Stufen werden durch drei Fälle bezeichnet, die Nachtigalschnellen, die Herbert und Edeafälle.

Der südlich von ihm auf dem Hochlande von Südkamerun entspringende Njong ist gemäß der ebenen Beschaffenheit des Flußgebietes in seinem ganzen Oberlaufe schiffbar; erst am Rande des Hochplateaus senkt er sich in jähem Absturze (Tappenbeckschnellen) in das Tiefland und ist erst in seinem Unterlaufe wieder schiffbar. Die übrigen Küstenflüsse sind nur kurz; der größere Grenzfluß Campo im Süden ist nicht befahrbar.

Im übrigen sind es drei große Flußsysteme, die mit ihren Neben- und Zuflüssen in das Gebiet der Kolonie hineinreichen, das System des Kongo, Schari und Benue (Niger). Leider kommen aber die eigentlich schiffbaren Hauptflüsse für Kamerun als Verkehrswege nicht in erster Linie in Betracht, da sie sämtlich in fremdes Gebiet übergehen. Die Schiffahrt auf dem Benue gehört trotz der Nigerschiffahrtsakte von 1885 doch England, die auf dem Schari zum größten Teil Frankreich, auf dem Kongo Frankreich und Belgien. Freilich hat es die Zähigkeit deutscher Kaufleute dahin gebracht, daß wir wenigstens einen Anteil an der Benueschiffahrt haben, die für den Handel unseres Hinterlandes im Norden die gleiche Wichtigkeit hat wie für unsere Nachbarn. Wenn zur Regenzeit der Benue mit den Sümpfen und Binnenflüssen des Hinterlandes, ja mit dem Tschadsee selber in Verbindung steht, dann steigt der Fluß acht bis zehn Meter und es können Dampfer bis nach Garua hinauffahren. Und da Garua, auf deutschem Gebiet gelegen, ein Zentrum des Handels im Süden des Tschad darstellt, so fahren in neuerer Zeit neben der Royal-Niger-Company auch deutsche Schiffe bis nach Garua, um die Waren, die dort aufgestapelt werden, stromab in großer Schnelligkeit zur Küste zu bringen.

Der eigenartigen Gestaltung der Kolonie in Bezug auf Aufbau und Oberflächengestalt entsprach, wie wir gesehen hatten, auch die Vegetation; es entsprechen ihr auch die klimatischen Verhältnisse; auch sie lassen deutlich einen Gegensatz zwischen der Küste und dem Hochland des Inneren und in diesem wieder zwischen dem Urwald des Südens und dem Grasland des Nordens erkennen.

Das Klima an der Küste ist gleichmäßig feucht warm; der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monat beträgt in der Durchschnittstemperatur nur 3° C. Eine Ausnahme hiervon bildet der Kamerunberg, der in seinen höheren Regionen aus dem Küstenklima herausragt. Wir erwähnten bereits, daß aus diesem Grunde ungefähr in einer Höhe von 1000 Metern in gesunder Höhenlage der Sitz der Regierung, Buea, gegründet und auch die Kasernements der Schutztruppe aus der Niederung von Duala in die größere Höhe von Soppo verlegt worden sind. Denn das Küstenklima

galt für ungesund, und das berüchtigte Schwarzwasserfieber fordert auch heute noch jedes Jahr sein Opfer, trotzdem seit der deutschen Besitzergreifung die Sterblichkeit unter den Europäern erheblich geringer geworden ist. Die Hochländer des Innern zeigen natürlich eine schärfere Abgrenzung zwischen Tages- und Nachttemperatur; sie sind für den Aufenthalt der Europäer weit vorzuziehen, da hier die Malaria, je höher man kommt, desto mehr zurückbleibt.

Freilich sind die Binnengebiete, besonders im äußersten Osten und Südosten, nicht frei von den schweren Volkskrankheiten, die auch andere Kolonien, wie zum Beispiel den benachbarten französischen Kongo, heimsuchen; es ist dies vor allem die berüchtigte Schlafkrankheit, gegen die auch in Kamerun strenge Abwehrmaßnahmen getroffen werden müssen, da im Tale des oberen Njong bereits der Erreger der Krankheit, die Glossina palpalis, nachgewiesen worden ist.

Den klimatischen Verhältnissen entspricht ungefähr in gleichem Maße die Verteilung der Regenmengen. Selbstverständlich hat die Küste die größesten Niederschlagsmengen zu verzeichnen. Auch in diesem Jahre meldet die Denkschrift an den Reichstag (II. Session 1909/1910): „Am regenreichsten war, wie immer, die Küstenstrecke nördlich von Viktoria." Es ist das Gebiet zwischen dem Kap Debundja und der Pflanzung Bibundi, auf die wir später noch zurückkommen werden. Im Binnenlande verringert sich natürlich die Niederschlagsmenge und ist im Süden kleiner als im Norden. Ein Steigen oder Sinken der Regenmenge ist besonders in den Überschwemmungsgebieten von außerordentlicher Wichtigkeit; so hatte eine außergewöhnliche Ausdehnung der Regenzeit in Adamaua eine weite Ausdehnung des Überschwemmungsgebietes zur Folge.

Die Verwaltung des Schutzgebietes hat ihren Hauptsitz in Buëa; dort befindet sich der Gouverneur (zur Zeit Dr. Gleim). Das Schutzgebiet ist in vierundzwanzig Verwaltungsbezirke geteilt, doch ist die Art der Verwaltung, wie aus früher Gesagtem verständlich sein wird, nicht dieselbe, sondern es scheiden sich Bezirke der Zivilverwaltung, der militärischen Verwaltung und die beiden Residenturen Garua und Kusseri.

Während in den küstennahen Bezirksämtern die Befriedigung der Eingeborenen ohne erhebliche Schwierigkeiten vor sich ging, machten noch im Jahre 1909 Stämme des südlichen Hinterlandes, die Matas, erhebliche Schwierigkeiten und mußten durch eine energische Straferpedition in ihre Schranken zurückgewiesen werden. Es war die letzte größere Leistung des bewährten Dominik. Dabei ist freilich zu bedenken, daß diese von der Küste entfernteren Stämme noch der krassesten Menschenfresserei huldigen und dafür bestraft werden mußten, daß sie vor einigen Jahren einen Kaufmann und seine zweiundfünfzig Angestellten aufgefressen hatten.

Im Hinterlande des Nordens muß die deutsche Regierung mit ganz besonderem Takt vorgehen. Hat sie doch hier mit den früher erwähnten ehemaligen Vasallenstaaten

der mohammedanischen Reiche zu rechnen. Sie erfüllt diese Aufgabe durch Einsetzung von Residenten, ähnlich wie im äußersten Osten von Deutsch-Ostafrika, und hat damit bisher die besten Erfolge erzielt. Kriegerische Maßnahmen gegen die Stämme des äußersten Nordostens sind immer seltener geworden. Auch im Norden versucht man die alten Verhältnisse von Tribut und Botmäßigkeit möglichst zu erhalten. So wird erzählt, daß der ehemalige Emir von Jola, das nicht mehr zum deutschen Gebiete gehört, zwar vertrieben worden ist, aber seine Vasallenstaaten vom Deutschen Reiche übernommen wurden, die nun anstatt dem ehemaligen Machthaber dem Deutschen Reiche Tribut und Steuern zahlen.

Auch im Gebiete der Heidenstämme haben die Häuptlinge eine gewisse größere Selbständigkeit, jedenfalls findet eine Einmischung in die inneren Stammesangelegenheiten seitens der Deutschen möglichst wenig statt.

Die militärischen Operationen werden von einer farbigen Schutztruppe ausgeführt, die im Jahre 1910 aus 1300 Mann und 150 Europäern bestand. Daneben ist in den Gebieten der Zivilverwaltung eine kleinere Polizeitruppe organisiert, die jedoch einer Neuordnung entgegengeht.

Schule und Mission haben gerade in Kamerun außerordentlich schwierige Aufgaben zu erfüllen. „An eine systematische Ausdehnung des Unterrichts mit dem Ziele

Lolodorf.

Wald bei Victoria.

der allgemeinen geistigen Hebung der Eingeborenen, wenn auch nur auf zunächst räumlich beschränktem Gebiete, ist vorerst nicht zu denken. An dieser Aufgabe arbeiten jetzt nur, abgesehen von den Koranschulen Adamauas, die Schulen der verschiedenen Missionen." Die Missionen haben nicht nur gegen den Islam, sondern vorzüglich gegen die Geheimbünde und die heidnischen Götzenvorstellungen ebenso zu kämpfen wie in Togo. Hierzu kommt in Kamerun der vorher erwähnte Tiefstand mancher Stämme, die noch dem Kannibalismus huldigen.

Freilich hat dies seit der deutschen Besitzergreifung erheblich nachgelassen. So waren zum Beispiel auch die Wute bis zu ihrer Unterwerfung Kannibalen, aber sie beschrankten sich darauf, das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde zu essen, dem sie geheime Kräfte zuschrieben. Seitdem 1900 in ihrem Lande eine deutsche Station angelegt ist, ist es mit ihren Kriegszügen endgültig vorbei, und damit hat auch die Menschenfresserei allmählich ein Ende gefunden.

Kehren wir zur Küste zurück. Wir sahen, daß die Nordwestküste des Schutzgebietes besonders regenreich ist, ja man kann sie die regenreichste der ganzen Welt

nach Tscherapunji in Indien nennen. Daher befinden sich auch hier Pflanzungen und Versuchsstationen. Am bekanntesten ist die große Pflanzung des Dr. Esser, die im Jahre 1905 von den deutschen Reichstagsabgeordneten auf ihrer Studienreise besucht wurde. Die Gegend um Viktoria, Bibundi, Debundja hat eine ganze Reihe von europäischen Unternehmungen aufzuweisen. Grund dafür ist neben der günstigen Lage am Meer auch die Nähe des großen Kamerunberges mit seinen gewaltigen Urwäldern, der sich hinter Viktoria erhebt. Jedoch sind die europäischen Unternehmungen mit ihrer Produktion weit zurück hinter den Produktionen der Eingeborenen. „Das Wirtschaftsleben Kameruns basiert nach wie vor im wesentlichen auf der Ausfuhr der von den Eingeborenen in rein okkupatorischer Tätigkeit gesammelten Produkte wild wachsender Pflanzen; Kautschuk, Palmkerne und Palmöl sind die Stapelartikel des Handels."

Die erste Stelle als Ausfuhrprodukt nimmt der Kautschuk ein. Er wird besonders im Süden des Schutzgebietes aus den außerordentlich reichen Beständen in wilder Sammelarbeit gewonnen. Freilich ist dabei zu befürchten, daß auch diese reichen Bestände einmal zu Ende gehen werden, wenn die Eingeborenen nicht lernen, auch über den eigenen Bedarf Kulturen der Lianenarten anzupflanzen. „Wie lange die Bestände der fraglichen Gebiete dem Ansturm standhalten werden, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es gibt Stimmen, die eine Erschöpfung in wenigen Jahren voraussagen. An diesem Raubbau des Kautschuks hat auch die von dem Kaiserlichen Gouverneur erlassene Verordnung und die Einrichtung einer Gummiinspektion bisher nichts zu ändern gewußt."

An zweiter Stelle ist die Ausfuhr von Ölpalmenprodukten zu nennen. Haben wir bei dem Kautschuk vorläufig mit einem gewissen Niedergang zu rechnen, so wird sich die Verwertung der Ölfrüchte nach den verschiedenen uns bereits aus Togo bekannten Richtungen voraussichtlich dauernd vergrößern. Hierfür sprechen zwei Gründe: einmal stellt sich der Reichtum des Schutzgebietes an Ölpalmen noch viel größer dar, als man in der ersten Zeit anzunehmen geneigt war. Das Hauptgebiet für die Ölpalmen ist das Hinterland von Duala, Jabassi, Edea, Lolodorf und Ebolowa. Auch nordöstlich von Jaunde und längs des Mbam befinden sich größere Ölpalmenbestände. Geringere Bedeutung hat die Produktion von Kola- und Djabinüssen.

Neben dieser wilden Sammeltätigkeit der Eingeborenen steht die landwirtschaftliche Betätigung noch auf einer recht primitiven Stufe. Sie beschränkt sich zur Zeit meist auf den Anbau einheimischer Nahrungspflanzen zur Deckung des eigenen Bedarfes; wo, wie im Viktoriabezirk, sich Pflanzungen der Eingeborenen befinden (Kakao), machen sie keinen sehr aussichtsvollen Eindruck. Ein Beginn rationeller Eingeborenenkulturen scheint die Regierung mit der Anpflanzung von Ölpalmen im Südbezirk machen zu wollen, dort steht der Erfolg noch aus.

Die einzige Eingeborenenkultur, die bereits eine gewisse Ausdehnung erlangt hat, ist der Anbau von Baumwolle in Adamaua und nördlich des Mandaragebirges bis zum Tschadsee. Besonders die mehr und mehr in sumpfige Niederungen übergehende Landschaft von Bornu, soweit sie auf deutschem Gebiete liegt, scheint für den Anbau von Baumwolle guter Qualität ganz vorzüglich geeignet zu sein. Freilich wird an eine Ausfuhr in größerem Maßstabe erst gedacht werden können, wenn sich die Transportmöglichkeiten durch Heranführung der Eisenbahn verändert haben werden. Bisher sind die Wege für den Trägertransport viel zu weit, wie ja auch der Trägertransport der Ölfrüchte sich nur auf die küstennahen Gebiete beschränken kann. Daß es mit dem Gummitransport sich anders verhält, haben wir oben zu bemerken gehabt.

Wir sind am Ende unserer Übersicht über Kamerun angelangt. Ramsay und Dominik fassen ihr Urteil über die Kolonie in folgenden Worten zusammen: „So dehnt sich in bunten wechselvollen Bildern Kamerun vom Ozean bis zum Tschadsee vor uns aus, das mit den heidnischen Eingeborenenländern an der Küste und den großen mohammedanischen Reichen in dem Innern, mit seinen riesigen Urwaldgebieten und weiten Steppen, zwei grundverschiedene afrikanische Welten in sich birgt. Gemeinsam ist ihnen der Tropencharakter, und daher können für die Ansiedlung von Europäern auch nur die Hochländer in Frage kommen. Die Tatsache aber, daß der kürzeste Weg nach Zentralafrika und zum Tschadsee am Busen von Guinea beginnt, weist im Verein mit dem Umstand, daß die Flüsse Kameruns nur auf kurze Strecken schiffbar sind, gebieterisch auf die Notwendigkeit der Erschließung durch Eisenbahnen hin.

Kamerun ist bereits durch seine natürlichen Schätze an Elfenbein, Gummi, Ölfrüchten und edlen Hölzern im Waldgebiet, an Groß- und Kleinvieh in den Steppen ein reiches Land; aber diese Reichtümer werden erst voll zur Geltung kommen, wenn durch Eisenbahnen eine allgemeine Erschließung ermöglicht wird. Und neben diesen natürlichen Schätzen werden dann auch die Massenerzeugnisse einer großzügigen Bewirtschaftung auf dem Weltmarkt erscheinen: Baumwolle und Mais, Edeltabak, Reis und zahlreiche andere. Herrliche, fruchtbare Länder harren hier der deutschen Arbeit!"

Milchbüsche in der Wüste bei Jakalswasser.

Deutsch-Südwestafrika.

Die Kolonie Deutsch-Südwestafrika hat dem Deutschen Reiche bisher unter allen die schwersten Opfer auferlegt; nicht bloß Geldaufwendungen hat sie notwendig gemacht, sondern das Leben vieler Farmer und ihrer Angehörigen ist verloren gegangen, das Blut tapferer Offiziere und Soldaten der Schutztruppe und Marine, sowie der in den Aufstandsjahren zusammengezogenen größeren Truppenmacht ist geflossen. Viele Werte sind vernichtet, die Errungenschaften des Fleißes früherer Jahre zunichte gemacht, und es steht nunmehr bei der Energie der Deutschen Regierung und aller in Südwestafrika Ansässigen, die Verluste durch erneute Arbeit wett zu machen und das Verlorene wieder aufzubauen. Aber gerade darum kann man sagen, daß dieses Schmerzenskind unter den Kolonien doch auch zugleich das liebste Kind geworden ist. Das Interesse des deutschen Publikums war nie so rege als in der Zeit des Aufstandes von 1904, und die Zahl der Freiwilligen für Südwestafrika war so groß, daß nur ein geringer Teil von ihnen berücksichtigt werden konnte.

Die Kolonie ist in derselben Zeit für das Deutsche Reich gewonnen worden, in der unsere afrikanischen Kolonien überhaupt erworben wurden: im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Der Hamburger Kaufmann Lüderitz hatte im Jahre 1882 den Entschluß gefaßt, im Groß Namalande Handelsniederlassungen zu gründen, und sich dabei der Zustimmung des Deutschen Reiches versichern wollen. Auf eine Anfrage in London, ob das fragliche Gebiet unter englischer Oberhoheit stände, erhielt er keine bindende Antwort; daher setzte er sich an der damals Angra Pequena genannten Stelle nördlich vom Oranje Fluß fest und erwarb das Land durch Kauf von den benachbarten Häuptlingen. Bekanntlich erhoben die Engländer nunmehr Einspruch gegen diese Besitzergreifung und gaben dadurch Anlaß zu dem berühmten Telegramm Bismarcks an den Deutschen Konsul in Kapstadt vom 24. April 1884: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich des Oranje Flusses auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen."

Damit war der Grundstock zur heutigen Kolonie gelegt, und England mußte sich wohl oder übel damit abfinden. Kurz nachher erhielten die Kriegsschiffe „Leipzig" und „Elisabeth" den Auftrag, an der erworbenen Küste die deutsche Flagge zu hissen, und dasselbe wurde an der ganzen Küstenstrecke bis hinauf zum Kunene getan. Nachdem mit England 1885 ein vorläufiges Abkommen über die Abgrenzung der Macht- und Interessensphäre des Hinterlandes getroffen worden war, wurden die heutigen Grenzen des Schutzgebietes 1890 im sogenannten Sansibar-Vertrage vereinbart.

Die Kolonie liegt danach am Atlantischen Ozean und zwar zwischen Kunene und Oranje und stößt im Norden an die portugiesische Kolonie Angola, im Süden an die englische Kapkolonie. Im Osten grenzt das deutsche Gebiet an das englische

Eisenbahnbrücke über den Swakop bei Okahandja.

Betschuanaland-Protektorat, das damals eigens von den Engländern besetzt wurde, um einen Keil zwischen das deutsche Gebiet und die Burenstaaten zu schieben, die ja freilich heute ebenfalls englisch geworden sind. Mit einer schmalen Zunge, dem sogenannten Caprivi-Zipfel, erreicht das deutsche Gebiet den Sambesi.

Ein in vielen Beziehungen eigenartiges Gebiet wurde dadurch für das Reich gewonnen.

Dieses weite Land wird von einer ganzen Reihe von Völkerstämmen bewohnt, die hier in einer kurzen Übersicht vorgeführt werden sollen.

Die Buschmänner, die einstmals einen großen Teil Südafrikas bewohnten und vorzeiten ein kriegerisches Volk gewesen sein müssen, haben sich nach mannigfachen Kämpfen und Leiden in das Gebiet der Kalahari zurückgezogen, leben aber auch sonst im Lande und sind die verachteten und auf tiefster Stufe stehenden Bettler und Vagabunden geworden, auf die die ehemaligen Herrenstämme der Herero und Hottentotten mit Verachtung herabsehen.

An einigen Stellen, wie zum Beispiel in der Namib, haben sie sich mit dem zweiten Volk des Schutzgebietes, den Hottentotten, vermischt. Diese zerfallen in eine ganze Anzahl von Stämmen. Ihr Hauptwohnsitz ist der südliche Teil der Kolonie, das Groß-Namaland. Im Nordwesten sitzen sie im Kaokohochland (Topnaar-Hottentotten). Sie haben einstmals einen großen Teil auch des mittleren heutigen Schutzgebietes beherrscht und sind sogar eine Zeitlang über die Herero Sieger geblieben.

Als besonderes Volk sind die Bastards anzusprechen, die aus der Vermischung von Weißen, besonders Buren und Hottentottenfrauen, hervorgegangen sind.

Im mittleren Teile der Kolonie wohnt das Mischvolk der Bergdamara, in denen sich ebenfalls hottentottische Elemente finden.

Der Norden und die übrige Mitte des Landes wird durch die uns bereits bekannten Bantuneger eingenommen, als deren Hauptstämme wir hier die Ovambo und die Herero zu nennen haben.

Freilich haben sich nach dem Kriege die einzelnen Stämme in ihrem Bestande und in ihren Wohnsitzen erheblich verändert, besonders sind Vermischungen der Stämme untereinander bemerkt worden.

Daß dieses Land der Besitzergreifung durch die Weißen einige Schwierigkeiten machen würde, war von vornherein zu erwarten. Intime Kenner der Eigenschaften der verschiedenen Völkerstämme hatten bereits mit Bestimmtheit voraus gesagt, daß einmal ein Zusammenstoß dieser Völker mit den eindringenden Weißen stattfinden würde, und sie haben sich darin nicht geirrt. Daher ist auch heute noch nach Beendigung des Aufstandes und gänzlicher Niederwerfung wenigstens der Herero die Verwaltung des Schutzgebietes vollständig darauf zugeschnitten, daß auch in Zukunft noch einmal bewaffnete Zusammenstöße mit den Eingeborenen nicht ausbleiben.

Die Verwaltung des Schutzgebietes untersteht dem Kaiserlichen Gouverneur in Windhuk. Das Land ist in eine Reihe von Bezirken eingeteilt, die unter einem Bezirksamtmann stehen. Der Mittelpunkt der Verwaltung jedoch befindet sich in Windhuk, wo auch das Obergericht seinen Sitz hat. Der militärische Schutz der Kolonie liegt in der Hand einer Schutztruppe, die zur Zeit der kriegerischen Verwicklungen durch Freiwillige aus dem Mutterlande sich zeitweilig auf 15000 Mann belaufen hat. Zurzeit ist sie nach Beendigung des Krieges auf 3000 Mann herabgesetzt worden. Diese Schutztruppe nimmt unter den kolonialen Truppen Deutschlands eine Sonderstellung ein; sie besteht nämlich nicht aus Eingeborenen, sondern nur aus Weißen und zwar gedienten deutschen Soldaten und Offizieren, die sich freiwillig zum Eintritt melden.

Die Verhältnisse nach Beendigung des Krieges sind überhaupt noch im Werden begriffen; eine Aufwärtsbewegung scheint mit der durch den Reichskanzler am 28. Januar 1909 genehmigten Einführung der Selbstverwaltung des Schutzgebietes zu beginnen, der die Erlaubnis zur Schaffung kommunaler Verbände folgte. Man erwartet von dieser Maßregel eine gesunde Entwicklung aller öffentlichen Verhältnisse.

Ehe wir zur Vorführung einer Landeskunde des Schutzgebietes übergehen, soll der Krieg selbst in kurzen Zügen vorgeführt werden. Er dürfte nur verständlich werden, wenn man die Schicksale der Völkerstämme Südwestafrikas etwas weiter zurückverfolgt.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann sich eine Phase der Völkerverschiebung Südafrikas vorzubereiten. Im Osten wie im Westen fanden Wanderungen großer Stämme statt, die meist bei dem Eintritt in das neue Gebiet nicht ohne kriegerische Verwicklungen und Kämpfe abgingen. Um diese Zeit soll auch das große Volk der kriegsgewohnten Herero von Norden her über den Kunene in das heutige Schutzgebiet eingewandert sein. Sie besetzten zuerst das heutige Kaoko-Hochland und dehnten sich dann nach Süden und Südosten aus, sodaß sie bis zu den kriegerischen Ereignissen im Anfang unseres Jahrhunderts den Hauptteil des Damara Landes und nach Osten zu das sogenannte Sandfeld in ihrem Besitze hatten. Sie schufen sich in den Weidegründen des Damara Landes, als ihren hauptsächlichsten Besitz, ihre Viehherden, deren Zahl und Größe sie durch Raub von den Nachbarn noch vergrößerten. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn diese kriegerischen Hirtenvölker, die Massai des Westens, ihr Gebiet auch nach Süden zu erweitern trachteten. Dabei stießen sie auf ein ihnen nach Kraft und Art gleichwertiges Volk, die Hottentotten, die ihrerseits von Süden andringend, ebenfalls Viehzucht trieben und noch mehr zu Raub und Beutezügen geneigt waren als ihre Gegner.

Das Generalstabswerk über den Krieg von 1905 charakterisiert die beiden Völker treffend folgendermaßen: „Die Herero, der zahlreichste und für uns wichtigste Stamm, sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk. Das ganze Dichten und Trachten des Herero

Hererofrau (Christine)

ist auf die Erhaltung und Vermehrung seiner Herden gerichtet. Von seinem Vieh trennt er sich nie, selbst in der äußersten Not nicht. Gilt es dieses oder die Weidegründe zu verteidigen, so erwacht in dem an sich stumpfen und phlegmatischen Herero der kriegerische Geist. Der Verlust seiner Herden schwächt seine Widerstandskraft; daher ist auch deren Schutz bei ihm Zweck des Kampfes. Das mitgetriebene Vieh gibt allen seinen Bewegungen etwas Langsames und Schwerfälliges.

Mit seiner angeborenen Wildheit, seiner bedeutenden Körperkraft, Ausdauer und Gewandtheit sowie seiner in den Hottentottenkämpfen erlangten Kriegserfahrung ist der Herero im Kampfe für sein Vieh ein nicht zu verachtender Gegner. Sein eigentlicher Charakter ist ein wenig erfreuliches Gemisch von Grausamkeit, Habgier, Verschlagenheit und Selbstüberschätzung, welch letztere sich vor

Keetmannshoop

allem in einer maßlosen Verachtung aller Fremden, gleichviel ob schwarz oder weiß, ausdrückt. Groß ist der Herero indes in seiner außerordentlichen Genügsamkeit namentlich im Trinken; es macht ihm nichts, sich wochenlang mit der kärglichsten Nahrung begnügen zu müssen.

Der Hottentotte ist hingegen schon sehr viel anspruchsvoller; er hat sich bereits an Genüsse gewöhnt, deren Befriedigung ihm Bedürfnis ist. An Bildungsfähigkeit und Charakter steht er weit über dem Herero. Bestialische Grausamkeiten läßt er sich, dank dem wohltätigen Einflusse der Mission, seltener zu schulden kommen. Er ist nicht der fürsorgliche Viehzüchter wie sein schwarzer Nachbar, sondern verschleudert oft leichtsinnig seine Habe; aber wenn auch an Körperkraft den Herero nachstehend, ist er ihnen doch, vermöge seiner unglaublichen Ausdauer und Beweglichkeit, seiner guten Schieß und Reitfertigkeit, seines ausgesprochenen Geschicks für Geländebenutzung und Kleinkrieg, und nicht zum wenigsten durch seinen größeren persönlichen Mut, überlegen."

Das Gebiet unserer heutigen Kolonie wurde nun Jahrzehnte hindurch der Schauplatz erbittertster Kämpfe zwischen diesen beiden Völkern, in deren Kriegen sich auch der Gegensatz zweier verschiedener Rassen verkörpert. Unter Führung des weit berühmten Jonker Afrikaner besiegten die Hottentotten die Herero und hielten sie bis zum Tode dieses Häuptlings in dauernder Abhängigkeit. Nachdem Jonker Afrikaner 1861 gestorben war, wandte sich das Blatt. Die Herero erhoben sich gegen ihre Unterdrücker, und die Söhne des großen Eroberers vermochten mit ihren Scharen in Otjimbingwe dem Ansturm der Herero, die sich inzwischen mit Feuerwaffen und ihrem Gebrauch bekannt gemacht hatten, nicht zu widerstehen. Trotzdem wütete der innere Krieg noch ungefähr acht Jahre, bis es der Tätigkeit und Vermittlung der deutschen Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft gelang, im Jahre 1870 die schier unversöhnlichen Gegner zu einem Vergleiche zu bewegen. Freilich erloschen auch während der siebziger Jahre die Streitigkeiten nicht. Es beginnt ein Mann die Führung der Hottentotten zu übernehmen, der bis in unsere Tage berühmt oder noch besser berüchtigt geblieben ist – Hendrik Witbooi. Der Kampf wurde um so heftiger, als Hendrik Witbooi sein Volk, dessen nationale Einigung er immer von neuem betrieb, nicht zur Ruhe kommen ließ, selbst nicht, als sich im Jahre 1884 die bereits oben geschilderte Veränderung in dem Geschick von Südwestafrika durch die deutsche Besitzergreifung vollzogen hatte.

Gegen die Deutschen, die sich nach 1884 allmählich weiter in das Damara Hochland hinein wagten, war die Haltung der Herero wie der Hottentotten feindselig. Hendrik Witbooi, dessen Hauptquartier sich damals in der Feste Horntranz befand, lehnte sogar offen jede Beziehung zu den Deutschen ab, da er, wie er sagte, „nicht unter einem anderen Hofe stehen wollte". Als dann 1890 der damalige Hauptmann von François sich wenig nordlich in Windhuk festsetzte und diesen Platz bereits

damals recht stark befestigte, wuchs die Erregung unter den Eingeborenen zu solcher Stärke, daß sie die bittersten Streitigkeiten aus der Väterzeit mit einem Male beilegten und zum Erstaunen der Deutschen Frieden schlossen.

Einsichtige wiesen bereits damals darauf hin, daß diese Einigung, die ziemlich überraschend eingetreten war, einzig und allein ihre Spitze gegen die Deutschen wenden würde. Man beeilte sich daher, die weiße Schutztruppe zu verstärken, und faßte klugerweise

Trockenliegendes Bett des Fischflusses westlich von Keetmannshoop

den Plan, allen Feindseligkeiten, deren man sich von Hendrik als dem gefährlichsten Gegner versehen konnte, zuvor zu kommen. Hauptmann von François überfiel ihn in seiner Festung Hornkranz, vermochte ihn aber leider nicht selbst zu fangen. Es begann nun ein erbitterter Kampf, da Hendrik auch die übrigen Eingeborenenstämme bestürmte, sich seinem Vorgehen gegen die Weißen anzuschließen. Unter den schwierigsten Verhältnissen mußte der Krieg damals ohne eine Eisenbahnverbindung nach der Küste geführt werden. Daher gelang es erst dem Major Leutwein, die Kämpfe mit Hendrik zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. Nachdem er mehrfach geschlagen war, zog er sich südwärts in die unzugänglichen Nautluft Berge zurück und mußte von dort 1894 die deutsche Herrschaft anerkennen.

Hottentott der Roten Nation.

Es sollte sich bald zeigen, daß dieser Friede durchaus kein endgültiger war. Denn schon kurze Zeit nachher waren fast jedes Jahr kleinere und größere Züge der Schutztruppe gegen unbotmäßige oder aufständische Stämme nötig, und zwar waren es nicht nur die Hottentotten in ihren verschiedenen Teilen im Süden oder Norden, sondern auch Stämme der Herero, die noch immer nicht die Herrschaft der Deutschen anerkennen wollten und die Anordnungen der Regierung, die nach dem vorläufigen Frieden daran ging, die einfachsten Verwaltungsmaßnahmen in dem weiten Schutzgebiet durchzuführen, mit Mißtrauen betrachteten und auf jede Weise zu durchkreuzen suchten. Gerade das Aufblühen der Wirtschaftsverhältnisse in den von den Deutschen besetzten Teilen, der im Jahre 1902 fertiggestellte Bahnbau zwischen Swakopmund und Windhuk, alles trug dazu bei, das Nebeneinander von Schwarz und Weiß in seinem Gegensatz festzustellen und einen Rassenkampf von weitester Ausdehnung vorzubereiten.

Die Gründe des großen Aufstandes von 1904 sind

Bastardmädchen.

oft behandelt worden; in klaren Zügen stellt sie Schwabe in seiner Geschichte des Krieges in Südwestafrika 1904/1906 zusammen:

„Die Aufteilung Afrikas durch die europäischen Nationen und die intensive Besitzergreifung — die Ausbreitung der Herrschaft und der Besiedlung in den besetzten Gebieten — hat in der neuesten Zeit ein bis zur Fieberhaftigkeit gesteigertes Maß angenommen. Ein Netz von Dampferlinien umspannt den schwarzen Erdteil; tief in sein Inneres dringen von allen Seiten die Schienenstränge vor; zahllose Expeditionen durchwühlen an geheiligten Stätten den Boden nach Schätzen, und die Wogen der stillen Seen und der geheimnisvollen Riesenströme werden gefurcht von den rauchenden Schiffen der Weißen. Den Schritt der neuen Herren vermag nichts aufzuhalten: in kühnem gewaltigen Bogen überspannt ihre Brücke aus stählernen Lianen die Wunderfälle des Sambesi; auf den Wällen der heiligen Städte am Niger schreiten die Posten im Kakikleide und die Fahne des Propheten, die Schädel-Pyramiden vor den Altären der blutigen Götzen, die geheiligten ewigen Feuer, sie sanken dahin, sie erloschen vor dem Kreuz der Eroberer.

Tief hat dies alles in das Leben, in das gesamte Dasein der eingeborenen Völker eingegriffen. Sie sahen ihre alten Institutionen, ihre Begriffe von Recht, ihre Sitten und Gebräuche, ihre zügellose Freiheit und Unabhängigkeit im innersten Mark bedroht. Und wie den Europäern immer deutlicher die Erkenntnis erwuchs, daß die Auffassungen der Eingeborenen von Staat, Religion und Wirtschaft zum größten Teil kulturfeindliche seien, so kam diesen allmählich die Erkenntnis von der erdrückenden Überlegenheit der verachteten europäischen Kultur.

Und aus stiller Wut wuchs rasender Haß, offene Feindschaft und endlich in zwölfter Stunde das wilde Begehren, sich den fremden Eindringlingen im Kampf bis aufs Messer zu widersetzen."

Bei einer derartigen Gesinnung der Eingeborenen genügte ein harmloser Anlaß, um das nationale Feuer eines allgemeinen Aufstandes mit einem Schlage zu entflammen. Und dies erfolgte durch einen nebensächlichen Streit im Süden. Während aber nun die Schutztruppe sich nach dem Süden in Marsch setzte, erhoben sich im Norden die Herero zu einem allgemeinen Aufstande, schlossen die Ortschaften der Deutschen ein, störten den Betrieb von Eisenbahn und Telegraph und wüteten in kannibalischer Weise gegen die vollständig überraschten weißen Farmer, von denen 121 Männer und 5 Frauen ermordet wurden.

Es galt nun aufs schnellste erst einmal den belagerten Stationen Entsatz zu bringen, ehe man daran denken konnte, den Aufstand als Ganzes zu unterdrücken. Dies geschah durch den Siegeszug der Kompagnie Franke, die von ihrem Marsche nach dem Süden auf die Nachricht vom Aufstand und den Vorgängen im Nordgebiet unverzüglich umkehrte und von Gibeon bis Windhut eine Strecke von

900 Kilometern in neunzehneinhalb Tagen, davon die letzten 380 Kilometer, also eine Strecke von Berlin bis Nürnberg, in viereinhalb Tagen zurücklegte. Nachdem sie Hererobanden bei Aris und Teufelsbach erfolgreich verdrängt hatte, gelang es, den gefährdetsten Platz, Okahandja, zu entsetzen und darauf auch anderen Plätzen, besonders der Station in der Mitte des alten Hererolandes, Omaruru, Hilfe zu bringen.

Die Herero erholten sich jedoch bald von dem Schrecken, den ihnen dieser erste glänzende Vorstoß bereitet hatte, und begannen nach kurzer Zeit von neuem gegen die Stationen, besonders die am meisten gefährdeten Okahandja und Omaruru, vorzudringen. Durch eine Reihe schwerer und auch für die von der Marine unterstützte Schutztruppe verlustreicher Gefechte wurden sie zwar von den gefährdeten Orten abgedrängt und auch daran gehindert, die Eisenbahnlinien nach der Küste zu besetzen oder zu zerstören, aber nun begann eine Phase des Krieges, die aus mehreren Gründen noch schwieriger für die Deutschen wurde als die bisherige. Die Herero wurden nämlich an mehreren Stellen zusammengedrängt und sammelten sich in großen Massen mit ihrem Vieh und ihrem sonstigen Besitze in den Hochländern, die ihnen für ihre Herden Weide und Futter und für sie selber natürliche Festungen darboten, die nun von der nachdrängenden Schutztruppe regelrecht erstürmt werden mußten. So wurden zum Teil gegen einen sieben- bis achtfach überlegenen Feind, der mit dem Mute der Verzweiflung für seine Existenz kämpfte, die Schlachten von Onganjira und Oviumbo geschlagen, nach denen sich die Herero in die fast uneinnehmbare Felsenmasse des Waterberges, eines Inselberges im nordöstlichen Damara-Hochland, zurückzogen. Dieser Waterberg wurde der Schauplatz einer mörderischen zweitägigen Schlacht, in der nach erbittertem Widerstande die Herero zum Abzuge nach Osten gezwungen wurden. Über die Verfolgung durch die deutschen Truppen bis weit in das wasserarme Gebiet der Omaheke hinein urteilt das Generalstabswerk über die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika folgendermaßen:

„Die Verfolgung der Herero, insbesondere der Vorstoß der Abteilungen Deimling und Klein in das Sandfeld, war ein Wagnis gewesen, das von der Kühnheit der deutschen Führer, ihrer Tatkraft und verantwortungsfreudigen Selbsttätigkeit ein beredtes Zeugnis ablegte und dessen Gelingen nur durch gründlichste, bis ins kleinste vorher durchdachte Vorbereitung und eine ebenso kraftvolle Durchführung ermöglicht wurde. Diese kühne Unternehmung zeigt die rücksichtslose Energie der deutschen Führung bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes in glänzendem Lichte. Keine Mühen, keine Entbehrungen wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben; wie ein halb zu Tode gehetztes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schließlich willenlos ein Opfer der Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes. . . . Das

Wasserstellen im Bett des Swakop bei Kamkoeks

Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Betschuanalandes vorstießen, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdursteter Heereszüge. Das Röcheln der Sterbenden und das Wutgeschrei des Wahnsinns .... sie verhallten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit! Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden. Die Herero hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein."

Noch war der Kampf im Norden der Kolonie nicht beendet, da begann es im Süden von neuem zu gären. Und nach kurzer Zeit kam die Nachricht, daß der alte Hendrik Witbooi die Gelegenheit ergriffen habe, in dem Augenblick, wo die Schutztruppe durch die Kämpfe mit den Herero aufs äußerste erschöpft war, sein Volk zum Abfall von den verhaßten Weißen aufzurufen. Das weite Groß-Namaland stand im Aufruhr und von den zahlreichen Hottentottenstämmen blieben nur die Bastards und die Leute von Bersaba treu. Was Hendrik nun dazu veranlaßt hat, seine deutschen Wohltäter zu verraten, wird kaum jemals vollständig zu ergründen sein. Der General Leutwein, der ihn wohl am genauesten kannte, hält, wie das Generalstabswerk meldet, es für durchaus möglich, daß bei seinem Entschluß eine Art religiösen Wahnsinns eine Rolle gespielt hat, wie er schon in früheren Zeiten an ihm beobachtet worden war. Er hielt sich, wie berichtet wird, für dazu bestimmt, alle Weißen aus

Afrika zu vertreiben und scheint zu dieser Ansicht von einem Wanderapostel der sogenannten „Äthiopischen Kirche“ veranlaßt zu sein. Wie dem auch sei, seine Volksgenossen folgten ihm, und es gehörte die mühevolle und entsagungsreiche Arbeit fast zweier Jahre dazu, den allmächtigen Hendrik zu besiegen, was trotz aller Verstärkungen für die Deutschen sich um so schwieriger gestaltete, als sich der Krieg nach Süden in unwegsame und zum Teil noch wenig bekannte Gebiete zog, nach denen Nachschub nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten gesandt werden konnte. Dazu kam noch, daß der Hottentottenkrieg nicht ein Kampf mit zusammengeballten Kriegermassen wurde, sondern sich in eine Anzahl von kleineren Abschnitten gliederte, je nachdem kleinere oder größere Horden des seine Werften schützenden Hirtenvolkes sich in die Ebenen des Namalandes schlugen oder andere sich in die Verstecke des für einen solchen Kleinkrieg außerordentlich günstigen reichgegliederten Südgebietes zurückzogen. So mußte an der Naukluft, am Fischfluß, in den Hochebenen an den Karasbergen und selbst bis weit hinein in die Kalahari und bis zum Grenzfluß gegen England, dem Oranje, gekämpft werden, ehe es gelang, den alten Hendrik, der schließlich nur von wenigen seiner Getreuen begleitet war, im Gefechte bei Fahlgras zu verwunden. Er starb wenige Tage darnach an dieser Wunde. Aber auch damit hatte der Krieg noch nicht sein Ende erreicht. Es standen seine Anhänger mit ihren Banden fast noch ein

Farmer Ludwigs Heim in Klein Windhuk

Jahr lang im Felde, neue Führer traten an die Spitze: so zuletzt der berüchtigte Morenga.

Aber erst das Ende des Jahres 1906 brachte den Schluß des Krieges mit der Unterwerfung der Bondelzwarts. Und erst 1908 konnte man endgültig den Friedenszustand proklamieren, nachdem auch die letzten Reste der Aufständischen im Süden und Osten, die durch ihr zeitweises Übertreten auf englisches Gebiet den Verfolgern die größesten Schwierigkeiten bereitet hatten, zerstreut worden waren.

„Der Krieg in Südwestafrika, so beschließt das Generalstabswerk seine Schilderung, ist zu einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Deutschen Kolonialpolitik geworden und bezeichnet den bedeutsamen Beginn eines neuen verheißungsvollen Zeitabschnittes nationaler, insbesondere kolonialer Betätigung des deutschen Volkes. Dieser hohe nationale Gewinn ist in erster Linie zu danken den schweren und blutigen Opfern, die das Vaterland in diesem Krieg hat darbringen müssen."

Wenden wir uns der Betrachtung der einzelnen Landschaften des Schutzgebietes zu.

Ein breiter Gürtel eines Sand- und Wüstenstreifens zieht sich an der ganzen langen Küstenstrecke entlang und schließt das Innere der Kolonie gleichsam hermetisch von der Außenwelt ab. Dieser Wüstenstreifen ist auch wohl der Grund gewesen, weshalb Jahrhunderte vergingen, ehe Nachrichten über das in tiefer Weltabgeschiedenheit daliegende Land nach Europa drangen, selbst zu einer Zeit, als die weiter nach Süden gelegene Küste bereits von europäischen Siedlungen berührt und die Eingeborenen unter die Botmäßigkeit europäischer Machthaber gebracht worden waren.

Die außerordentlich große Einsamkeit dieses Gebietes hat es hervorgebracht, daß es in den gewaltigen Kämpfen und Völkerverschiebungen, die in Südafrika stattgefunden haben, zu einer Art von Rückzugsland für bedrängte Völkerstämme geworden ist. Treffend wird es von den Hottentotten als „Land der letzten Zuflucht" bezeichnet. Wir werden bei der Besprechung der einzelnen Völkerstämme, die das Schutzgebiet bewohnen, zu betrachten haben, inwiefern sich dies auf eine ganze Gruppe von Einwohnern unseres Schutzgebietes in der Tat anwenden läßt.

Erst mit der Festsetzung der Engländer im Kapland drangen Reisende und Missionare von Süden her in das heutige Gebiet von Südwestafrika ein. Eine wirklich wissenschaftliche Einzelforschung beginnt erst seit der deutschen Besitzergreifung häufiger zu werden.

Die erste Kenntnis von der südwestafrikanischen Küste stammt bereits aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Am Kreuzkap (Cap Cross) stand eine Steinsäule (jetzt in Kiel, Marinemuseum), auf der folgende Worte eingehauen sind: „Seit Erschaffung der Welt sind 6684 und seit Christi Geburt 1484 Jahre verflossen, als der erhabene Don Joao von Portugal befohlen hat, daß durch Jakobus Canus diese Säule hierher gesetzt werde."

Die Küstenregion wird mit dem Namen Namib bezeichnet. Trotzdem sie von dem dahinter liegenden Hochlande eigentlich nicht getrennt werden kann und ein selbstständiges geographisches Glied nicht bildet, bietet sie doch soviel des Eigenen, besonders auf dem Gebiete der Vegetation, daß man von einer Namibflora sprechen kann, soweit in dieser Sand- und Steinwüste, deren Breite zwischen fünfzig und hundert Kilometern schwankt, überhaupt von einer Vegetation gesprochen werden kann.

Unser Bild (S. 44) zeigt den Wüstenstreifen im mittleren Teile der Kolonie, und zwar dort, wo er bereits in das Hochland des Damaralandes übergeht, wie das Vorhandensein der Milchbusch- und Euphorbienregion anzeigt, welche den Beginn der Steppe des Inneren verkündet.

Es liegt auf der Hand, daß jede wirkliche Besitzergreifung und rationelle Verwertung der Kräfte des Landes mit der Überwindung dieses Wüstenstreifens zu rechnen hat. Man hat längst erkannt, daß dies auf die Dauer nicht mit dem landesüblichen Ochsengespann verwirklicht werden könne und hat gerade im mittleren Teile des Schutzgebietes auf eine Eisenbahnverbindung Wert gelegt; seit 1902 bereits besteht eine Feldbahnverbindung zwischen Swakopmund und der Hauptstadt des Landes, Windhuk. Unser Bild auf Seite 45 zeigt den Bahnübergang über den Swakop bei Okahandja.

An der sich ungefähr geradlinig von Süd nach Nord mit einer leisen Neigung nach Nordwest hinziehenden Küste sind nur wenige Stellen, die als Häfen überhaupt in Betracht kommen. Es ist die in britischem Besitze befindliche Walfischbucht im mittleren und Lüderitzbucht im südlichen Teile der Kolonie. Da die erstere auch nach der deutschen Besitzergreifung auf Grund älterer Rechte den Engländern verblieb, mußte es die erste Aufgabe des Reiches sein, vor Swakopmund, das sich als eine natürliche Eingangspforte in den mittleren Teil der Kolonie darstellt, die Landungsmöglichkeiten zu verbessern. Denn auch hier steht, wie überhaupt an der afrikanischen Westküste, die gefürchtete Brandung, die ein Anlegen der Schiffe ganz unmöglich macht. Dies war hier mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden: eine steinerne Mole ist bereits gänzlich versandet, und man muß zurzeit mit einer hölzernen Landungsbrücke vorlieb nehmen, die möglichst weit in die See vorgetrieben ist und den Landungsverkehr mit den weit draußen auf der Reede liegenden Schiffen vermittelt.

Der erwähnte Hafen des Südgebietes, Lüderitzbucht, ist neben der englischen Walfischbucht der einzig wirklich brauchbare Hafen des Schutzgebietes. Wir werden auf ihn zurückzukommen haben, wenn wir die neueste Phase in der Entwicklung des Schutzgebietes besprechen werden: die Diamantengewinnung auf den Diamantenfeldern des Südens.

Haben wir die Wüstenregion der Küste durchschritten, die sich nach dem Inneren zu langsam hebt, so gelangen wir auf die Hochebene, die das ganze Innere des Schutzgebietes erfüllt, auf der einzelne Gebirgsgruppen und Züge aufsitzen.

Das Bett des Omuflusses im Hererolande

Wir treten hiermit in den Gebirgskranz Südafrikas ein, und es ist für das Verständnis der physikalischen Grundbedingungen des südwestafrikanischen Lebens nicht unwichtig, hierbei einen Augenblick zu verweilen.

Bekanntlich bildet die Wasserscheide des Kongo und Sambesi-Systems die Nordgrenze von Südafrika. Ein Querschnitt durch Südafrika in der Richtung von Osten nach Westen würde folgendes Bild ergeben. Der Aufstieg vom Atlantischen Ozean her führt zu dem Hochgebiet des Inneren, das teils als breite Plateaufläche, teils als Tafelbergland, teils als zerklüftetes Inselbergmassiv erscheint. Dieses Hochgebiet sinkt nach Osten in ein weites Becken hinab, das die ganze Mitte von Südafrika ausfüllt und den Namen Kalahari führt. Nach Osten zu hebt sich dann das Land wiederum zu einem Hochgebiete und fällt seinerseits zum Indischen Ozean ab.

Deutsch-Südwestafrika läßt aus diesem Profilbilde Südafrikas sämtliche charakteristischen Teile erkennen. Den Wüstenstreifen der Küste, die Namib, haben wir bereits betrachtet. Die Hochgebiete werden vom Groß Namalande im Süden, dem Damaralande im weiteren Sinne und dem Kaokohochlande eingenommen, die wir noch mit ihren Völkern und wirtschaftlichen Möglichkeiten besonders für die Viehzucht des näheren zu besprechen haben werden. In die Kalahari Region führen uns zwei Gebiete: an der Grenze der Kalahari liegt noch in ihrem fruchtbaren Teile das Ambeland und östlich davon das Otschimpolofeld, in die Sandfeld Region reicht die Omaheke; hierzu gehört auch der äußerste nordöstliche Zipfel

des Schutzgebietes, das Linjanti Becken, das wir unter dem Namen Kaprivi-Zipfel kennen.

Hydrographisch ist Deutsch Südwestafrika, wenn wir die vorher erwähnten Gebirgsformationen in Betracht ziehen, ein nicht uninteressantes Land.

Im äußersten Nordosten finden wir ein Gebiet von Flußläufen, die sich dem Sambesi und seinen Nebenflüssen zuwenden. Im Innern des Landes werden eine ganze Reihe von Flüssen durch das trockene Steppengebiet der Kalahari aufgesogen, soweit sie nicht, wie im Ambolande, zu dem Gebiet der Etoscha-Pfanne gehören. Während ferner der Nordgrenzfluß gegen Angola, der Kunene, fast keine Zuflüsse aus deutschem Gebiet zieht, nimmt der südliche Grenzfluß gegen die Kapkolonie eine ganze Reihe auch größerer Wasserläufe aus dem inneren Hochlande in sich auf. Der bekannteste von ihnen ist der Große Fischfluß. Eine besondere Gruppe bilden die direkten Abflüsse zum Atlantischen Ozean. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß ihr Weg durch die Namib geht, sie teilen sich daher auch in solche, die in der Namib selbst verrieseln und in andere, die ihren Weg bis in den Ozean hinein finden.

Über das Klima des Schutzgebietes haben wir noch keine so langjährigen und regelmäßigen Aufzeichnungen, daß eine ausführliche Betrachtung des Verhältnisses von Klima und Ansiedlung, sowie einer etwaigen Bebauung möglich wäre. Die

Spitzkuppe im Naukluftgebirge.

Aufzeichnungen über Stärke und Dauer der Regenzeiten und Niederschlagsmengen, die gerade in diesem Trockengebiete Südafrikas von maßgebender Wichtigkeit sein dürften, sind noch so lückenhaft, daß es bis jetzt unmöglich ist, irgend eine gesetzmäßige Wiederkehr darin zu erkennen. Das jedenfalls aber ist klar, daß wir in der kurzen Zeit unserer Beobachtungen von einer Verschlechterung des Klimas, besonders hinsichtlich der Niederschlagsmenge, kaum reden können. Hier müssen erst noch jahrzehntelange Beobachtungen vorliegen, ehe ein einigermaßen klares Bild gewonnen werden kann.

Wenden wir uns der Betrachtung des Groß-Namalandes zu.

Das Groß-Namaland ist am frühesten von europäischem Einfluß berührt worden. Die kriegerische Vergangenheit der Bewohner des Namalandes, die wir in ihrer Eigenart noch zu würdigen haben werden, unterstützte das Eindringen der weißen Händler, die ihnen insbesondere mit Waffen und Schießbedarf die Möglichkeit der Durchführung ihrer Kriegszüge gegen die Herero gaben. Als dann aber nach gütlicher Vereinigung der beiden alten feindlichen Stämme und Völker die Unsicherheit für die Weißen im Lande wuchs, zog sich das Interesse der Farmer und Viehzüchter immer mehr nach Norden, wo bei den damals unzureichenden Verkehrsmitteln immer noch die größte Möglichkeit eines Schutzes durch die bewaffnete Truppenmacht gegeben war. In neuerer Zeit beginnt mit der schnellen Fertigstellung der Südbahn eine neue Periode aufsteigender wirtschaftlicher Entwicklung für den Süden der Kolonie, der seit dem Auffinden der Diamantenfelder bei Lüderitzbucht noch besondere Formen angenommen hat.

Betrachten wir den Aufbau des Groß-Namalandes, das wir bereits vorher in den allgemeinen Landaufbau von Südafrika eingeordnet hatten, nunmehr im einzelnen. Die Südgrenze bildet der Oranje, zugleich auch der Grenzfluß der Kolonie. Die Nordgrenze wird durch das Damaraland gebildet, die Westgrenze durch die Namib: alles natürliche Grenzscheiden, während im Osten die Grenzlinie mitten durch die Kalahari-Region schneidend, nur eine politische Bedeutung beanspruchen kann; sie folgt dem 20° östlicher Länge.

Die Nordgrenze schließt sich orographisch nicht eben scharf gegen das Damaraland ab. Eine gewisse Scheidung scheint das Gebirgsland um Rehoboth zu bilden.

Von Westen nach Osten baut sich das Land folgendermaßen auf: die Namib steigt allmählich vom Meeresspiegel an, bis sie ungefähr eine Höhe von 1500 Metern erreicht; dann geht sie in das Hochland des Groß Namalandes über. Dieses gliedert sich ebenfalls in der Richtung von Westen nach Osten in zwei große Plateauflächen mit mehreren Unterabteilungen, die durch zwei Grabensenken ungefähr in der Richtung von Norden nach Süden durchbrochen werden. Das erste Plateauland wird durch die Huib Hochebene gebildet, die sich ungefähr von dem alten Baiwege zwischen Lüderitzbucht und Keetmannshoop, in dem jetzt die Eisenbahn läuft, bis südlich zum Oranje erstreckt. Sie setzt sich nördlich in der sogenannten Homs Hochebene fort, aus der sich

drei Gebirgsgruppen herausheben: am weitesten nach Süden das Tirasgebirge, weiter nach Norden die Zarisberge und am Nordende der Hochebene das aus dem Kriege bekannte Naukluftgebirge, das durch seine Wildheit und Zerrissenheit unseren Truppen die größten Schwierigkeiten bereitet hat. Wir kennen ganze Gebiete der eben erwähnten Plateaus und ihrer Berge kaum und sind über die ersten Nachrichten, die durch unsere Truppen heimgebracht worden sind, hier ebenso wenig herausgekommen, als über die einzelnen Erkundungen, die bisher über die westlich dieses Gebietes gelegene Namib vorhanden sind. Die Dünenmassen reichen bis an den Westrand des Plateaus heran, sodaß dadurch die allmähliche Ansteigung bis zum Plateaurande erklärlich scheint. Der östliche Rand dieser ersten Plateaulandschaft fällt nun steil zu dem ersten Graben, dem von Bethanien ab, in dem sich der Konkipfluß hinzieht, der sich kurz vor seiner Annäherung an den Oranje in den Großen Fischfluß ergießt. Dieser ist bereits der Fluß der zweiten Grabenlandschaft, die durch das Hanami-Plateau von dem Graben von Bethanien getrennt ist; auch dieses stürzt nach Osten mit steilem Rand ab und bildet den Graben von Bersaba, durch den sich der eben genannte Große Fischfluß ergießt. Nach Osten hin erhebt sich das Land wiederum zu dem weiten Feldschuhträger-Plateau, das im Osten bereits von der Kalahari übersandet wird. Im Süden erheben sich aus ihm die aus den Feldzügen bekannten Kleinen und Großen Karas-Berge bis zu 2000 Metern.

Kurd Schwabe schildert uns diese Gegenden folgendermaßen:

„Wer diese Bergländer nicht aus eigner Anschauung kennt, kann sich kaum eine Vorstellung von ihrer Wildheit machen. In gewaltigen, unersteiglichen Felsenmauern erheben sich die Gebirge, aus den Ebenen meist nur dort zugänglich, wo Flußbetten das Massiv durchbrechen und in finsteren Schluchten und Toren ihren Weg in die Ebene finden. Ein Gewirr von tief eingerissenen Felsspalten, die aus allen Himmelsrichtungen zusammenlaufen, empfängt den in das Gebirgsinnere eindringenden Wanderer, und an den Seiten des Weges, den er sich auf der Sohle des Flußbettes suchen muß, ragen steil abfallende Wände auf, die sich oft so eng zusammenschließen, daß die Sonne nur um Mittag ihre Strahlen in den dunklen tellerartigen Schlund zu werfen vermag. Moderluft herrscht in der Tiefe, und während der Reisende in den das Gebirge umgebenden Ebenen vielleicht eben noch unter Wassermangel zu leiden hatte, rauschen in der Bergwildnis Bäche und Rinnsale in den Schluchten hernieder und von den mit Schlingpflanzen behangenen Wänden tropft das Wasser. Und dann steigt wieder Grat hinter Grat, Kuppe hinter Kuppe auf, gewaltige Querriegel und Steinwände springen in das Flußbett vor und aus dem wilden Gewirr erheben sich riesige steilaufragende Spitzkuppen, die weithin die Wildnis zu ihren Füßen beherrschen. In ununterbrochenen Windungen ziehen sich die Riviere hin. Ihr Boden ist mit gewaltigen Blöcken, mit Gesteinstrummern und mit Verwitterungsschutt bedeckt; Schilf und Röhricht umgeben

die versumpften Wasserlöcher und Tümpel, die sich in den Kesseln angesammelt haben. Wir steigen weiter bergan. Schäumend und tosend springt der Wildbach über die glatten mit feuchtem Moos bedeckten Steine — da schlägt das starke Brausen eines Wasserfalles an unser Ohr, dem Kundigen ein unwillkommener Klang, denn meist kündet er das Ende der gangbaren Schlucht an, und nun heißt es die Seitenfelsen zu erklimmen und so einen Ausweg zu suchen oder umzukehren und in einer der Neben-

Eingeborene des Groß Namalandes vor einem Pontok.
Links (stehend) ein Bergdamara, sitzend: Hottentottenfrauen und Kinder in der Mitte (stehend) ein Bastard.

schluchten einen gangbaren Pfad zu finden. Unendlich mühevoll und anstrengend sind die Märsche in diesen Bergländern schon für den Reisenden. Sie werden aber zu einer furchtbaren qualvollen Strapaze für die Truppen, die gezwungen sind in diesen Gegenden zu operieren — und das trifft für alle Gebirge des Namalandes zu."

Aus diesen eigenartigen Formationen der Gebirgsländer erklären sich die Flußläufe. Der beherrschende Fluß des ganzen westlichen Namalandes ist der Große Fischfluß, der bereits erwähnt wurde. In ihn ergießen sich eine Anzahl von kleineren und größeren Rivieren, deren Lauf durch die von Norden nach Süden

streifenden Grabensenken vorgeschrieben erscheint. Es entsteht dadurch eine ganze Reihe von fruchtbaren Bodenstellen, die die Ufer der Flüsse begleiten und den Bewohnern des Landes seit langem bekannt sind, auch von ihnen zum Anbau eifrig benutzt werden.

Nach Osten zu wird das Land zusehends trockner; denn die zum Teil im Damaralande entspringenden Flüsse: der Nossob, der Elefantenfluß und der Auob, die

Beradamara

den nordöstlichen Teil des Groß Namalandes durchfließen, treten bereits bald auf britisches Gebiet über. Die übrigen südlich davon fließenden Rivieren, auch die von den Karas Bergen kommenden, erreichen nur zum Teil den Oranje oder einen seiner Nebenflüsse: sie versanden in der Kalahari-Region.

Schwabe gibt uns von dem östlichen Namalande folgende Schilderung: „Es ist besonders in seinen südlichen Teilen ein trockenes und durstiges, ein sandiges und steiniges Land, das sich hier über sechs Breitengrade zwischen dem Oberlauf des Nossobflusses und dem Oranje ausdehnt, ein Land voll unfruchtbarer Wüstenstrecken und wasserarmer Steppen, die von den Menschen gemieden werden. Wohl finden sich auch in ihm zahlreiche baumbestandene Rivieren, gute Weideflächen und Flecken kulturfähigen

Landes, aber diese Striche sind meist nur oasenartig in das Land eingestreut und werden seltener, je mehr wir uns der Kalahari, der großen Trockensteppe im Osten, nähern."

Hiermit hängt es auch zusammen, daß die klimatischen Verhältnisse im ganzen Groß-Namalande ungünstiger sind als im Norden der Kolonie. Auch hier sind freilich längere Beobachtungsreihen noch nicht vorhanden, jedoch ist bereits jetzt klar, daß die Niederschlagsmenge von Norden nach Süden im ganzen sinkt, es bilden hiervon nur wenige Stellen, wie zum Beispiel die Großen Karasberge, eine gewisse Ausnahme. Mit dieser sich verringernden Regenmenge ändert sich natürlich auch auf dem Wege von Norden nach Süden die Vegetation. Je mehr wir nach Süden kommen, um so mehr überwiegt der Dornbaum und Dornbusch, das Gras wird spärlicher, und es tritt an seine Stelle die sogenannte Karruheide.

Ist somit das Groß-Namaland kein Land von üppiger Vegetation, das sich dem weißen Einwanderer mühelos erschließt und ihm ohne Anstrengung reiche Erträge liefert, so ist es doch für Viehzucht, im Süden vornehmlich für Schaf- und Ziegenzucht geeignet, was am besten daraus hervorgeht, daß seine Bewohner gerade in der Kleinviehzucht ihren größten Reichtum erblicken.

Die Herren des Landes waren einstmals die in verschiedene Stämme zerfallenden Hottentotten, oder wie sie sich selbst nennen, die Naman. Wenn auch der letzte Krieg unter ihnen nicht so gewaltig aufgeräumt hat wie unter ihren nördlichen Nachbarn, den Herero, so sind doch eine ganze Reihe von ihren Stämmen zersplittert, verkleinert, aufgerieben und durcheinander geworfen. Ihre Namen kennen wir aus den Berichten unserer Offiziere und Reiter, und es mögen wenigstens einige davon hier genannt sein, ohne daß der Versuch gemacht werden soll, die einzelnen auf ihre ethnographische Zugehörigkeit im einzelnen zu betrachten. Wir kennen unter andern die Swartbooi's, die einst um Rehoboth saßen, die Bondelzwarts im Südosten, die Feldschuhträger im Osten, auf dem nach ihnen genannten Plateau, die Simon Kopper-Leute, die Franzmanns-Hottentotten und die Rote Nation, die Hottentotten von Berseba, von Gobabis und zuletzt die Witbooi's.

Einstmals reichten die Hottentottenstämme mit ihrer Macht und ihrem Einfluß viel weiter nach Süden und Osten als heutzutage. Sie wohnten einst in der Kapkolonie und in den ehemaligen Burenstaaten und sind dort jetzt nur noch in Resten vorhanden. Auch in unserer Kolonie wird aller Voraussicht nach ihre nationale Eigenart und Unvermischtheit bald ebenso geschwunden sein wie in der Kapkolonie. Und doch weiß man noch nicht einmal genau, welches ihr Ursprung ist. Leonhard Schultze, der sich um die Sammlung und Rettung ihrer alten Kulturreste besondere Verdienste erworben hat, sagt mit einer gewissen Resignation: „Das Volk wird verschwinden, ehe wir wissen, woher es kam."

Zug der Lüderitzbuchtbahn in den Wanderdünen

Die Haupteigenart des Hottentotten, die dem Beschauer zuerst in die Augen fällt, ist unter anderen eigenartigen Erscheinungen die runzlige, fahlgelbe Haut und die merkwürdige Büschelstellung der Haare.

Der Hottentott ist ein typischer Nomade, der als Viehzüchter, bereits auch vor dem Eindringen der Weißen, oft gezwungen wurde, seinen Wohnsitz zu wechseln, um Weideland für seine Herden zu suchen. Folgen aus dieser Lebensführung bei dem Hottentotten eine ganze Reihe von Eigenschaften, so sind andere durch die andauernden Kriegs- und Raubzüge zu erklären, die er bei Erwerb oder Verteidigung seines Viehes in ausgiebigem Maße führte. Eine Charakteristik des Volkes, wie es zu Beginn des Krieges den deutschen Offizieren erschien, ist bereits oben gegeben worden.

Bei dem unstäten Wanderleben war es nötig, daß die Wohnstätten der Hottentotten auf eine leichte Verrückbarkeit eingerichtet waren.

Krönlein schildert uns den Bau eines hottentottischen Mattenhauses:[1])

„Soll das Haus aufgerichtet werden, so zeichnet die Hausfrau oder sonst jemand einen Kreis auf den Boden zum Einpflanzen der Pfähle für das Mattenhaus. Derselbe gerät zumeist ausgezeichnet aufs bloße Auge hin, wie überhaupt die Namaqua (Hottentotten) ein treffliches Augenmaß besitzen für akkurate Arbeiten, ein Vorteil, der dem Damara abgeht. Das weibliche Personal macht sich hierauf mit eisernen

[1]) G. Krönlein bei W. H. J. Bleek, Reineke Fuchs in Afrika. Weimar 1870 (S. XXXI f.)

Brechstangen ans Löchermachen für die Pfähle, die etwa ein bis eineinhalb Fuß auseinander zu stehen kommen. Sind sie im Boden festgestampft, so werden sie inwendig mit querliegenden Pfählen als Wippen festgebunden bis oben hinauf in die Spitzen: dies bildet dann das Skelett des Hauses. Um dasselbe werden alsdann von unten die (von den Frauen vorher verfertigten Binsen-) Matten erst in gerader Linie, später in verschiedener Richtung befestigt. Eine Öffnung von etwa eineinhalb bis zwei Fuß Breite und drei Fuß Höhe gegen Osten bildet den Eingang; nur gebückt kann man in dieselbe eintreten. Zuweilen hat man sich der Enge halber sogar in schiefer Haltung hineinzuzwängen. Der innere Raum des Hauses ist folgendermaßen eingeteilt: in der Mitte gegen die Tür hin ist die Feuerstelle, bei nachlässigen Frauen nur ein Loch, bei präzisen Frauen ein ausgemauerter kleiner Herd. Zur Rechten und Linken gegen die Mattenhauswand sind auf dem in mannslänge aufgelockerten Boden die sogenannten „Betten", das heißt Felle und Decken ausgebreitet, auf denen man bei Tage kauert, um sich des Nachts darauf niederzulegen. Hinten, der Tür gegenüber, ist ein viereckiges Gestell von Dornholz angebracht, „der Steiger" genannt, unter welchem Matten, Säcke, Sättel, Riemen usw. liegen, an welchem aber auch alle sonstigen Gerätschaften, wie Bambuse, Eimer, Becher, schönbemalte Knappsäcke mit Kleidern usw. hängen. Daneben stehen auch wohl bereits eine Kiste oder Kommode und niedrige selbst fabrizierte Stühle, und hier und da trifft man sogar schon einen kleinen Tisch an. Die äußere Erscheinung des Mattenhauses ist die eines Bienenkorbes in vergrößertem Maßstabe."

Neben der Viehzucht betreibt der Hottentott nur die Jagd, in der er es zu einer gewissen Virtuosität im Schießen bringt, die ihn im Ernstfalle des Krieges zu einem nicht zu verachtenden Gegner gemacht hat. Im übrigen hält er die Arbeit für etwas durchaus Lästiges; ein Denken in die Zukunft ist ihm überhaupt vollkommen fremd. Er sorgt weder für den morgigen Tag, noch macht er sich auch nur die geringsten Gedanken über die zukünftige Gestaltung seines Daseins überhaupt. Er lebt in der Gegenwart und in der Vergangenheit. Neben seiner ausgesprochenen musikalischen Begabung, die sich auch in dem Sinne für Takt und Rhythmus im Stile seiner Sagen und Märchen wiederspiegelt, weiß er seiner Phantasie, besonders durch die Betrachtung der Natur, der Pflanzen und Tiere, auch der Himmelserscheinungen, kaum Zügel anzulegen. Er hat ein ausgesprochenes Talent für poetische Bilder und Märchen, die den Tieren die Sprache der Menschen beizulegen und die auch in die Urzeit seines Volkes und der Menschheit überhaupt zurückgreifen.

Wer die Mühe nicht gescheut hat in die Nama Sprache mit ihren merkwürdigen Schnalzlauten einzudringen, „den, sagt Leonhard Schultze, überrascht eine Welt von Phantasien, deren Zauber nur der nachempfinden kann, dem sie sich inmitten der Natur selbst am Abendfeuer eröffnet hat".

Freilich wird diese Kenntnis der Sagen und Märchen des Hottentottenvolkes immer mehr schwinden, je mehr die Mission beider Konfessionen in das Volksleben eingreift und eingreifen muß. Widersprechen doch die Lehren von Betrug und sieghafter Verschlagenheit, die uns fast aus jeder Erzählung entgegentreten, dem, was das Christentum von seinen Bekennern verlangt.

Die Poesie der Hottentotten ist voll von Beziehungen zu den Tieren, die sie umgeben und mit denen sie leben. So ist es erklärlich, daß die Tiere, denen sie menschliche Eigenschaften, Sprache und Vernunft beilegen, in ihren Fabeln und Märchen eine große Rolle spielen. Es läßt entschieden auf eine alte poetische Tradition schließen, wenn der Hottentotte den Pavian folgendermaßen anredet:

Heretse! Heretse!
Du Schmalarm,
Der du schmale Hände hast,
Du glatte Stechbinse,
Du gebeugter Nacken,
Du, dessen Leib bebend sich auf den Baum schnellt,
Der du dich selber empor schnellst,
Der du noch nicht auf dem hinter den fernsten Hügeln
liegenden Hügel sterben wirst.[1])

Der Anfang soll die Stimme des Pavians nachbilden, die Schlußzeile hat Beziehung auf das zähe Leben des Pavians, der stets seinen Verfolgern entwischt.

Eigenschaften der Tiere und Menschen werden sehr häufig in Beziehung gesetzt. So wird vom Zebra gesagt:

Du, der du von den großen Hirtenknaben mit dem
Kirri geworfen wirst;
Du, dessen Haupt des Kirris Wurf verfehlt,
Du gescheckte Fliege,
Der du denen entgegen spähst, die nach dir spähen,
Du, der du wie ein Weib,
Bist voller Eifersucht! [1])

Voller Poesie sind auch die mythologischen Märchen. Eines sei hier angeführt.[2])

Die Sonne und das Pferd.

Einst war, so erzählt man, die Sonne auf Erden, die nahm sich das Pferd und ritt auf ihm. Das Pferd war aber nicht im Stande, das Gewicht der Sonne zu tragen, und deshalb trat der Ochs an seine Stelle und trug die Sonne auf dem

[1]) W. H. J. Bleek, a. a. O.

Diamantengewinnung bei Kolmanskop.

Rücken. Seit dem Tage ist das Pferd mit folgendem Fluche belegt, weil es der Sonne Gewicht nicht tragen konnte:

Von heut ab sollst du eine bestimmte Todeszeit haben;
Dies ist dein Fluch, daß dir eine bestimmte Todeszeit gesetzt ist;
Und Tag und Nacht sollst du essen,
Aber die Begierde deines Herzens soll nicht gestillt werden,
Ob du auch grasest bis zum Morgengrauen und abermals bis gen Sonnenuntergang!
Siehe das ist das Urteil, welches ich dir auflege.
So sprach die Sonne. — Seit jenem Tage nahm des Pferdes bestimmte Todeszeit *) ihren Anfang.

Die Märchen behandeln im übrigen gern Verhältnisse des Lebens im Neben einander von Menschen und Tieren und betonen auch mit Vorliebe den Gegensatz

*) Gemeint ist die von Januar bis März jährlich im Namaqualande herrschende Pferdeseuche oder Pferdesterbe.

zwischen dem eigenen Volkstum und den verachteten Buschmännern, die gewöhnlich als lächerliche oder nicht ernst zu nehmende Menschen hingestellt werden.

Für das erstere bietet das Märchen vom verlorenen Kind ein Beispiel:

„Die Kinder aus einem Kraale spielten einst in geringer Entfernung von den Hütten mit Bogen und Pfeilen; abends kehrten sie alle heim bis auf einen fünf- oder sechsjährigen Knaben, der hinter den andern einherschlenderte und bald von einem Trupp Paviane umzingelt wurde, die ihn mit sich auf einen Berg schleppten.

Die Leute zogen aus, den Knaben aufzusuchen und jagten mehrere Tage vergebens hinter den Pavianen her. Er war aber nirgends zu sehen; auch hatten die Paviane die Gegend schon verlassen.

Etwa ein Jahr nach diesem Ereignis kam ein Jäger zu Pferde von fernher in das Dorf und erzählte den Bewohnern, er habe an einer gewissen Stelle, die er ihnen näher beschrieb, die Spur von Pavianen gefunden, untermischt mit den Fußtritten eines Kindes.

Die Bewohner des Ortes begaben sich nach der ihnen vom Jäger bezeichneten Stelle und fanden bald den vermißten Knaben, welcher in Gesellschaft eines großen

Die Feste in Okahandja, im Hintergrund der Kaiser Wilhelm Berg.

Pavians oben auf einem Felsen saß. Sobald die Leute sich näherten, nahm der Pavian den Knaben auf den Rücken und eilte mit ihm davon; doch gelang es ihnen, nach einer lebhaften Verfolgung, des Knaben habhaft zu werden. Er zeigte sich anfänglich ganz wild und machte den Versuch, wieder zu den Pavianen zu entlaufen; man brachte ihn indes nach dem Dorf zurück, und als er seine Sprache wieder erlangt hatte, erzählte er, die Paviane seien äußerst freundlich gegen ihn gewesen; sie selbst äßen Skorpione und Spinnen, hätten ihm aber, da sie gesehen, daß er diese beiden Leckerbissen nicht berührte, Wurzeln, Gummi und wilde Beeren gebracht; auch hätten sie ihm, so oft sie an ein Wasser gekommen wären, stets gestattet, zuerst zu trinken." *)

Über die Buschmänner handelt ein anderes:

„Ein Buschmann folgte einst einem Trupp Zebras, und es war ihm soeben geglückt, eins davon mit seinen Pfeilen zu verwunden, als ein Löwe aus einem gegenüberliegenden Dickicht hervorsprang und geneigt schien, ihm den Preis streitig zu machen.

Dem Buschmann kam in dieser Not ein naher Baum äußerst gelegen, er warf schnell seine Waffen fort und kletterte zu größerer Sicherheit auf einen der höchsten Äste. Der Löwe ließ das verwundete Zebra laufen und widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Buschmanne. Er wanderte um den Baum herum, wobei er von Zeit zu Zeit knurrte und wütend nach dem Buschmann hinaufblickte.

Endlich legte sich der Löwe unter dem Baum nieder und blieb dort die ganze Nacht als Schildwache. Gegen morgen wurde der Buschmann, der sich bis dahin noch gehalten hatte, vom Schlaf übermannt.

Da träumte er, er sei in des Löwen Rachen gefallen. Darüber erschreckt fuhr er auf, verlor seinen Halt, fiel von dem Aste herab und kam mit der ganzen Schwere seines Körpers auf den Löwen nieder.

Infolge dieser unverhofften Begrüßung lief das Ungetüm mit lautem Gebrüll davon und der Buschmann, der gleichfalls, aber in entgegengesetzter Richtung, sein Heil in der Flucht suchte, entkam glücklich." **)

Die ganze Verachtung, die die „wahren Menschen", die Koin-Koin, wie die Hottentotten sich selbst bezeichnen, gegenüber dem Buschmann haben, zeigt die märchenhafte Behandlung der Frage, woher der Unterschied in der Lebensweise der Hottentotten und Buschmänner stammt.

„Im Anfang sind ihrer zwei gewesen. Der eine war blind, der andere war beständig auf der Jagd. Dieser Jäger findet schließlich eine Grube in der Erde, aus welcher Wild hervorkommt, und er schießt die junge Brut tot. Der Blinde befühlt und beriecht sie und erklärt dann: „Das ist kein Wild, das sind Rinder."

*) W. H. J. Bleek, a. a. O. Nr. 20.
**) W. H. J. Bleek, a. a. O. Nr. 26.

Später erlangte der Blinde sein Augenlicht wieder, ging mit dem Jäger nach der Grube hin und bemerkte, daß es Kübe mit ihren Kälbern wären. Da baute er denn hurtig einen Kraal um dieselben herum und beschmierte sich das Haupt mit Fett und rotem Pulver, wie es die alten unverfälschten Hottentotten noch zu tun pflegen.

Als der andere, der jetzt mit großer Mühe sein Wild suchen mußte, hinzukam und dies sah, wollte er sich auch salben. ‚Sieh!' sagte der andere, ‚du mußt die Salbe erst ins Feuer werfen und dann brauchen.' Er folgte diesem Rate; da schlugen die Flammen ihm ins Gesicht und verbrannten ihn ganz jämmerlich, sodaß er froh war, sich aus dem Staube machen zu können. Der andere aber rief hinter ihm drein: ‚Da! nimm doch den Kirri mit und eile nach den Bergen Honig zu erjagen!'

Hiervon stammen die Buschmänner." *)

Wie schon bemerkt, hebt sich das Damara-Hochland nicht scharf von dem südlich davon gelegenen Groß-Namalande ab. Die Grenze zwischen beiden wird verschieden angegeben. Wir hatten vorher das Bergland von Rehoboth als ein Grenzgebiet angesehen; man könnte auch die Paßhöhe des Auasgebirges dafür nehmen.

Dem Damara Hochland im weiteren Sinne wird von anderen aber noch das Uribuib Gebirge zugezählt, sodaß etwa der 24. Breitengrad s. Br. die Grenze bilden dürfte.

Das Hochland gliedert sich in drei verschiedene Teile, einen westlichen Gebirgsrand, ein südöstliches Zentralplateau und eine nordöstliche Hochfläche mit einzelnen Berggruppen.

Der westliche Gebirgsrand, in dem die Berge um Karibib den Mittelpunkt bilden, gruppiert sich um das Tal des Swakop, der es auf seinem Wege zur Küste durchbricht. Am weitesten nach Nordwesten vorgeschoben sind die Erongo-Berge; den nordöstlichen Grenzpfeiler bildet der große Omatako (2680 Meter). Das zentrale Hochland, das die Berge um Windhuk umfaßt, läßt sich am besten durch drei Bergnamen bezeichnen, die sich östlich und westlich der scharf von Norden nach Süden streichenden Eisenbahnlinie zwischen Okahandja und Windhuk gruppieren: es ist das Romas Hochland, das bereits genannte Auas Gebirge und die Onjati Berge, ein Hochland, dessen aufgesetzte Bergkuppen bis 2200 Metern ansteigen.

Die beiden letztgenannten Berggebiete haben das Gemeinsame, daß sie nach Osten abdachend in die Kalahari übergehen.

Das Klima dieses Landes stellt sich wesentlich günstiger als im Süden. Wenn auch die Regenmenge ungleich verteilt ist, so bieten doch die Bergländer mit ihren mannigfachen Abflüssen gutes Weideland, das in der Mitte unserer Kolonie die Ansiedlung von Europäern gestattet.

*) W. H. J. Bleek, a. a. O. Nr. 10.

Reiter der Schutztruppe beim Gewehrreinigen in Swakopmund.

Die Vegetation des Binnenhochlandes unterscheidet sich nicht wesentlich von der im Hottentottengebiete. Wir sahen bereits auf unserem ersten Bilde den Übergang von der Namibflora in das Gebiet der inneren Steppe, die sich als Grassteppe mit lichtem Waldbestande und weiter nach Osten als Dornbuschsteppe charakterisiert. Die Vegetation ändert sich mit dem Auftreten und Verschwinden der Regenzeit, die Grundwasser führenden Riviere zeigen einen ausgedehnteren Baumbestand oft in der Form des Galeriewaldes.

Wenden wir uns zu den Bewohnern dieser Gebiete nördlich des Groß Namalandes.

Wir beginnen mit den Bewohnern des Zwischengebietes, den Bastards von Rehoboth.

Die Bastards sind aus einer Vermischung von Hottentotten und Weißen hervorgegangen. Während wir sonst als Mischlinge zwischen Weißen und einer anderen Rasse einzelne Exemplare kennen, finden wir hier ein eigenartiges volksähnliches Gebilde. Die Bastards, die ehemals auf britischem Gebiete saßen noch jetzt wohnt der zweitgrößte Bastardstamm der Mier-Bastards um Rietfontein zogen etwa um das Jahr 1870, von Buschmännern und räuberischen Hottentotten bedrängt, nach Norden. Sie waren geleitet von dem bekannten Missionar Heidmann der Rheinischen Missionsgesellschaft, der zusammen mit seiner Frau den Auszug des Volkes zu

langwieriger Wanderschaft veranlaßt hatte. Die Bastards nämlich waren seit Jahrzehnten zum Christenglauben übergetreten. Sie nehmen auch noch heute zu den Europäern und nach der Besitzergreifung zu der Deutschen Regierung eine freundliche Stellung ein, haben in den Feldzügen sich als sehr brauchbar erwiesen und sind die einzigen Eingeborenen, die militärisch ausgebildet Seite an Seite mit der weißen Truppe ruhmvoll gekämpft haben.

Sie bilden aber nicht nur in geographischer Hinsicht ein Zwischengebiet zwischen Herero- und Namaland, sondern vereinigen auch in ihrer wirtschaftlichen Betätigung die Vorzüge beider miteinander. Sie sind nämlich als Viehzüchter bekannt, und zwar züchten sie das sogenannte Afrikaner Rind, das die Rinder der Herero an Güte noch übertreffen soll; daneben aber haben sie sich auch der Kleinviehzucht zugewandt, wie sie die Hottentotten treiben. Endlich sei bemerkt, daß sie sich auch als Pferdezüchter und im letzten Kriege als Pferdepfleger einen Namen gemacht haben.

Hieraus ergibt sich eine andere Tätigkeit der Bastards, die des Transportführers. Von Jugend auf lernen die jungen Bastards das Einfahren und Treiben der Zugochsen und wissen mit ihren achtzehn Tieren vor einem Frachtwagen auch noch nach Eröffnung der Bahn so manche Schwierigkeiten des Weges zu überwinden.

Ihr Hauptort ist auch heute noch Rehoboth, das sich immer mehr zu einem angesehenen Städtchen erweitert und sich sicher noch mehr heben wird, wenn einmal

Pontok in Omaruru

die Bahnverbindung zwischen Windhuk und Keetmanshoop vollendet sein wird, wozu Vorarbeiten bereits gemacht sind.

Gehen wir aus dem Lande der Bastards nach Norden, überschreiten wir die Pässe des Auas-Gebirges, die erst durch umfangreiche Wegebauten zu einem bequemen Übergang gestaltet werden mußten, dann treten wir in das eigentliche Damara-Hochland ein, dessen Aufbau wir vorher schon geschildert haben. Wir treten ein in das weite Land der Herero.

Schwabe sagt hierüber: „Die Seehöhe dieser weiten Gebiete schwankt zwischen 1600 und 1900 Metern und beeinflußt die Niederschlagsverhältnisse in der günstigsten Weise, so daß, ganz abgesehen von den grasreichen Hochländern, selbst die steilaufgerichteten felsigen und kahlen Höhen der eigentlichen Gebirge, aus denen sich einzelne Kuppen des Onjati-Berglandes bis über 2000 Meter und die Gipfel des Auaskolosses bis über 2100 Meter erheben, als Segenspender der sie umgebenden Landschaften gelten können. Ihre Rinnsale, Sturzbäche und Wildflüsse speisen die Grundwasserschätze der Riviere in den Landschaften um Windhuk und im südlichen und mittleren Damaralande in so ergiebiger Weise, daß diese Gegenden in der Tat weit wasserreicher sind, als es für gewöhnlich angenommen wird. . . . . Und so erscheint das ganze Damaraland von den nördlichen Abstürzen des Auas-Gebirges und des Komas-Hochlandes bis hinauf zu den Grenzen des Ambolandes und von der Linie der beginnenden Steppenvegetation im Westen bis an das Sandfeld als ein besonders gesegnetes Land unter den Steppengebieten der Welt. Sanft gewellte Hügelketten umsäumen die Flüsse, die in den Ebenen in weiten, nur wenig eingeschnittenen Tälern dahinströmen und deren oft breite, weit übersichtliche Betten Landschaftsbilder von großer Schönheit zeigen. Nördlich des mittleren Swakop geht dann das Land in die offene, wellige Grasflur über. Es ist das Gebiet der Parklandschaft und der lichten Dornbuschsavanne, in das wir eintreten, das Land der Herero mit seinen herrlichen Weiden, mit dem frischen Grün seiner Dornbaumgehölze und dem duftigen Blau seiner weit über die Ebenen verstreuten Berge. Bis hoch hinauf in die Grate und Schlünde, bis an die steilen „Kränze" sind die Höhen mit Bäumchen, Büschen und saftigen Gräsern bewachsen und in der Regenzeit sprießen zahllose Staudengewächse und Blumen zwischen den Steinen hervor. Lichte und doch warme Farben geben den Landschaftsbildern hier ein frohes, freundliches und doch liebliches Ansehen, das scharf von den kalten und stumpfen Tönen absticht, die weiten Teilen des Groß Namalandes einen düsteren, schwermütigen und bedrückenden Charakter verleihen."

Die Herero gehören zu den Bantustämmen und damit zu der großen Völkerfamilie, die den Süden Afrikas an der West- und Ostküste hinauf bevölkert. Die Stammesgrenzen der Herero, die vom Norden her in das Gebiet der Kolonie

eingewandert zu sein scheinen und ehemals die nördlicher gelegenen Teile in ihrem Besitze hatten, bis sie sich in mehreren Etappen in das jetzige Damaraland hineinzogen, stimmen nicht ganz mit den natürlichen Grenzen des Landes überein; jedoch wird man auch heute das Gebiet immer noch nach diesem wichtigsten eingeborenen Volke zu benennen haben, wenn es auch als Stammesorganisation zu existieren aufgehört hat.

Das eigentliche Stammvolk sind die Ovaherero, andere Völkerteile mit Bantucharakter kommen neben ihnen weniger in Betracht. Von ihnen in manchen Dingen unterschieden werden die Ovambandjeru, die eigentlich ein Betschuanenvolk sein sollen, das, von Osten kommend, daher der Name, der Ostmänner bedeutet, sich den Ovaherero nach einem mißglückten Kriegszuge angeschlossen haben, aber auch heute noch nicht ganz in sie aufgegangen sein soll, wenn es auch die Sprache der Sieger angenommen hat.

Die äußere Erscheinung des Herero unterscheidet sich sehr zum Vorteil von den übrigen Eingeborenen des Schutzgebietes: besonders ist es die außerordentlich hohe und ebenmäßig schlanke Gestalt, die ihn auszeichnet und die ihn schon von weitem abhebt gegen die kleiner gewachsenen Hottentotten, Buschmänner und auch die Bergdamaras, von denen noch die Rede sein wird. In seinem Gesicht, mit listigen nicht allzu großen Augen, fällt das Negerhafte, die wulstigen Lippen nicht unangenehm auf. Die schmale Kopfbildung zeigt etwas Rassiges, das an semitische Bildung erinnert.

Die hervorstechendste Charaktereigentümlichkeit des Herero, die auch schon aus der bei Gelegenheit der kriegerischen Verwickelungen gegebenen Charakteristik hervorleuchtet, ist sein Stolz und die Verachtung des weißen Mannes. Dieser Stolz hindert auch den Herero europäische Kleidung anzulegen; er ist bis zu dem Vernichtungskrieg der freie selbständige Hirt geblieben und trägt als solcher nur die Felle und Häute seiner Tiere. Auch die Frauen nehmen an dieser Art Kleidung teil: die bekannte dreizipflige Haube der Verheirateten und die Leibbänder sind ebenfalls aus Leder.

Die Kraale der Herero, die sie zusammen mit ihren Tieren bewohnen, sind standfester als die der Hottentotten. Beiden gemeinsam ist die kreisrunde Form; sie sind mit einem Dornverhau umgeben, der nur an einer Seite zu betreten ist und zeigen in der Mitte den runden Kälbertraal, rund herum gruppieren sich die Hütten der Bewohner. Von außerordentlicher Bedeutung für den Herero ist die heilige Opferstelle und der Ahnenbaum, der in die Mitte der Werft gepflanzt wird. Ahnenkultus ist ein hervorstechendes Moment im Glauben dieses Volkes, der durch altheilige Stammessagen von den Häuptlingen weitergeführt wird, die ihren eigenen Ursprung auf jene Altvorderen zurückführen.

Die Gedankenwelt des Herero rankt sich um seine Tätigkeit als Hirte. Mit seinen Tieren lebt und stirbt er, und nicht nur seine Rinder und Pferde, sondern auch die übrigen ihn umgebenden Tiere spielen in seinen Sagen und Märchen, die

Termitenhaufen in Omaruru

er ebenso kultiviert wie der Hottentott, eine große Rolle. Als Beispiel hierfür sei folgende Geschichte erzählt:

Der Elefant und die Schildkröte.

Zwei Wesen, der Elefant und der Regen, stritten miteinander. Der Elefant sagte: „Wenn du sagst, du ernährst mich, womit ernährst du mich denn.“ Der Regen gab zur Antwort: „Wie kannst du sagen, daß ich dich nicht ernähre? Wenn ich mich entferne, wirst du dann nicht sterben?“ Da zog der Regen weg.

Da sprach der Elefant: „Geier! wirf das Los für mich, um Regen zu schaffen.“ Der Geier sagte: „Ich will das Los nicht werfen.“

Dann sprach der Elefant zur Krähe: „Wirf du das Los!“ Sie gab ihm zur Antwort: „Gib mir das Nötige, um das Los werfen zu können.“ Die Krähe warf das Los und siehe! es regnete. Und durch den Regen bildeten sich Teiche, die jedoch bis auf einen sämtlich wieder austrockneten.

Als nun der Elefant auf die Jagd gehen wollte, sprach er zur Schildkröte: „Schildkröte, bleibe hier bei dem Wasser zurück!“ So blieb die Schildkröte bei dem Wasser, und der Elefant ging auf die Jagd.

Da kam die Giraffe und sprach zur Schildkröte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte gab zur Antwort: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Dann kam das Zebra und sprach zur Schildkröte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte antwortete: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Da kam der Gemsbock und sprach zur Schildkröte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte sagte dagegen: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Da kam das Gnu und sagte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte aber erwiderte: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Da kam der rote Bock und sagte zur Schildkröte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte versetzte: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Da kam der Springbock und sagte zur Schildkröte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte aber gab ihm zur Antwort: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Da kam der Schakal und sagte: „Gib mir Wasser!“ Die Schildkröte aber sagte: „Das Wasser gehört dem Elefanten.“

Der Waterberg von der unteren Station aus gesehen

Da kam der Löwe und sprach: „Schildkrötlein, gib mir Wasser!“ Als das Schildkrötlein etwas dagegen sagen wollte, packte es der Löwe und biß es; dann trank der Löwe von dem Wasser, und danach tranken alle Tiere davon.

Als der Elefant nun von der Jagd heimkehrte, sagte er: „Schildkrötlein, wo ist das Wasser?“ Die Schildkröte gab zur Antwort: „Die Tiere haben das Wasser getrunken.“ Da fragte sie der Elefant: „Schildkrötlein! soll ich dich mit meinen Zähnen zermalmen, oder soll ich dich verschlucken?“

Das Schildkrötlein sprach: „Bitte, verschlucke mich!“ und der Elefant verschluckte das Schildkrötlein.

Als der Elefant das Schildkrötlein verschluckt hatte, und es nun in dem Bauche des Elefanten war, biß es demselben Leber, Herz und Nieren entzwei. Der Elefant sagte: „O Schildkrötlein, du tötest mich!“

So starb der Elefant; das Schildkrötlein aber kam wieder heraus und ging, wohin es wollte.[1])

Die rheinischen Missionare, deren Wirksamkeit in Südwestafrika wir schon mehrfach zu erwähnen gehabt haben, haben während ihrer Tätigkeit Gelegenheit gefunden, eine ganze Reihe von Erzählungen in der Hererosprache aufzuschreiben. Interessant ist daraus die Tatsache, daß die Herero sich angelegentlich einer Art Gespensterglauben hingeben, der vielleicht aus dem vorher erwähnten Ahnenkultus zu erklären ist. In der Rath'schen Sammlung von vierundzwanzig Stücken finden sich nicht weniger als sechs, die von den Einwirkungen Verstorbener erzählen: Gespenster treten als Liebhaber auf, ein Gespenst verliebt sich in seines Sohnes Frau und anderes. Die Verehrung der Verstorbenen verbindet sich aber mit der Verehrung der Eltern und besonders des Vaters. Der Fluch des Vaters geht nach dem Glauben der Herero auf jeden Fall in Erfüllung; wird er im Moment des Todes ausgestoßen, so hat er noch ganz besonders schreckliche Wirkung.

Eine andere Gruppe von Geschichten behandelt den Gegensatz der Herero zu den übrigen Stämmen: Es erscheinen die Buschmänner und die Bergdamara, letztere sogar mehrfach. Sie rauben die kleinen Mädchen, die sich von der Werft zu weit entfernt haben, sie töten auch Kinder, die ihnen in die Hände fallen.

Der alte Hauptsitz des Hererovolkes lag in Omaruru, das heißt also im nördlichen Hererolande, das sich besonders in seinem geologischen Aufbau von der Mitte des Damaralandes unterscheidet. Es ist das neuerdings sogenannte Karstgebiet oder die Otavi Halbinsel, die sich südlich der Etoscha-Salzpfanne zwischen dem Kaokoveld und der Omaheke ausbreitet. Die Hauptorte sind Otavi und Outjo; einige rechnen auch den Waterberg noch dazu. Charakteristisch für dieses Gebiet ist

[1]) W. H. J. Bleek, a. a. O. Nr. 14.

die unterirdische Höhlenbildung in Kalkstein, die durch Wasseransammlung und unterirdische Wasserdurchbrüche entstanden ist.

Aus diesem Gebiete interessiert vornehmlich der als Inselberg aufragende Waterberg, an dem bekanntlich die Geschichte des Hererovolkes ihr Ende gefunden hat. Philaletes Kuhn beschreibt seinen Eindruck von ihm folgendermaßen: „Ich bin abgesessen und blicke bewundernd auf das herrliche Bild: den durch die Büsche in lodernder Glut auftauchenden Sonnenball, den purpurroten, weithin mit Gold überschütteten Rand des Berges und darüber in reinem Blau den Himmel. So mußte der Eingang zum Paradiese sein! Und nun begann der Berg zu leben; aus seinem Innern tönte das Brüllen von Rindern und ausgetretener wurden die Viehpfade, die mich nach dem Platz Waterberg führten, den die Herero Otjosondjupa nannten. Uralte, gewaltige grünbelaubte Feigenbäume nehmen die Mitte des Dorfes ein, das ein silberglänzender Bach durchfließt, und bis weit hinauf auf den Berg zog sich ein grünes Feld von jungem Weizen. An den Rändern überall die friedlich rauchenden Hütten der Eingeborenen, die Frauen und Mädchen, groß und schlank, mit Schöpfgefäßen zum Bache wandelnd, von allen Seiten ein Brüllen der Rinder! Ich fühlte mich wie durch einen Zauber zu einem der Hirtenvölker des alten Testaments versetzt . . .“

Wir können von der Geschichte des Hererovolkes nicht scheiden, ohne noch einmal seines Schicksals in dem Vernichtungskampfe der letzten Jahre zu gedenken. Wir sahen bereits, daß sich am Waterberg die Schicksale und das Geschick dieses Hirtenvolkes erfüllte und daß die nach Osten abziehenden Heereszüge und Viehmassen zum großen Teile der Natur des Sandfeldes zum Opfer gefallen sind. Wieviel Herero als überlebend angesehen werden können, hat sich erst nach und nach feststellen lassen. Es wurden am 1. Januar 1908 ungefähr 16000 Herero in unserem Schutzgebiete gezählt, während ungefähr zu derselben Zeit 1909 die Hererobevölkerung sich auf etwa 18000, darunter 7000 Frauen, 4000 Kinder belaufen haben soll.

Vorläufig verhalten sich die Herero, soweit sie als Arbeiter im Schutzgebiete zurückgeblieben sind oder sich ganz vereinzelt ihrer alten Beschäftigung hingegeben haben, ruhig; aber darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß die Zeit selbständigen Volkstums und der traditionellen Hirtenbeschäftigung und Viehhaltung für sie endgültig dahin ist. Die Folgezeit wird erst lehren können, ob die Herero sich in die neuen Verhältnisse zu schicken verstehen, besonders ob sie ihren alten Hirtenstolz beugen und ihren Freiheitsdrang einschränken werden, um unter der Deutschen Regierung als tüchtige und brauchbare Arbeiter Ersprießliches zu leisten; vielleicht wird der Erwerbssinn, der ihnen in hohem Grade eigen ist, sie dazu führen, sich schließlich doch, wenn auch zuerst widerwillig, der neuen Zeit zu fügen. Ob man dazu übergehen wird, falls sich noch mehr versprengte Volksgenossen zusammen finden oder die in fremdes, meist englisches

Gebiet Abgewanderten zurückkehren, Reservationen zu errichten, das möge noch dahin gestellt sein.

Der Norden der Kolonie enthält zwei Gebiete, die nach mehreren Seiten hin das Interesse in Anspruch nehmen dürften. Es ist das Kaokoveld und das Ambo-land.

Das Kaokoveld grenzt im Westen an die Namib, die hier, wie überhaupt im Norden, schmäler ist als südlich von Swakopmund. Die Nordgrenze bildet der Kunene, zugleich die Nordgrenze der Kolonie. Im Süden und Osten ist die Grenze nicht so scharf zu ziehen: sie geht etwa den Eisib aufwärts und nördlich der Erongo-Berge zum Waterberg. Die Ebene der Etoschapfanne bildet den Abschluß gegen Osten. Das Kaokoveld ist die typische Tafelberglandschaft. Das Gesamtplateau ist von einer ganzen Reihe von Flüssen zernagt, die mit wenigen Ausnahmen ihren Weg auch noch durch die Namib zur Küste finden. Genauere Untersuchungen, die besonders für den Osten noch fehlen, werden eingehendere Kunde über die verschiedenen Abstufungen dieser Landschaft zu bringen haben. Die Vegetation ist, abgesehen von der Namibflora, die hier etwas weiter in die Höhe reicht, die gleiche wie im nördlichen Hererolande, der Steppenwald mit gemischtem Bestande. Wo sie jedoch, wie im Norden durch die zunehmende Wärme beeinflußt wird, nähert sie sich der Vegetation des Ambo-landes.

Steppenlandschaft im nördlichen Hererolande
(Im Vordergrunde eine mit Sauergras bewachsene Pfanne.)

Dieser Umstand bringt es mit sich, daß bei aller Ärmlichkeit doch einige Gebiete, vornehmlich an den Flüssen, ergiebiger sind. Daher haben sich in dieses Land eine ganze Reihe von Volksresten zurückgezogen, die anderwärts Schiffbruch gelitten hatten: es wohnen hier außer Hottentottenresten und Überbleibseln von Herero, die ja einstmals dieses Land auf ihrem Siegeszuge nach Süden durchquert hatten, die sogenannten Bergdamara.

Woher dieses Volk stammt und welcher Rasse es angehört, darüber sind die Meinungen noch sehr geteilt. Die Sprache ist das Hottentottische mit dialektischen Abweichungen. Es ist der Beweis dafür, daß die Bergdamara einstmals unter der Herrschaft dieses Volkes gestanden haben. Sie sind die typischen Knechte in ihrer ganzen unfreien Erscheinung. Und die Hottentotten sind nicht einmal ihre einzigen Herren gewesen. Als die Herero an deren Stelle traten, nahmen sie auch die Herrschaft über dies verachtete Volk der Klippkaffern in Anspruch; unter diesem Joch schmachteten sie bis in die neuere Zeit hinein. Noch 1895 mußten sie den Herero als jährlichen Tribut von ihren Gartenfrüchten Vorräte im Werte von 1200 Mark liefern. Es ist das Verdienst des ehemaligen Gouverneurs Leutwein, dieser Bedrückung durch die Herero ein Ende gemacht zu haben. Er erzählt selbst, er habe den Besuch des Bergdamara Kapitäns Cornelius erhalten, der eigens zu dem Zweck nach Windhuk gekommen war, ihn um Erlösung von dem Hererojoch zu bitten. Leutwein erwarb in richtiger Erkenntnis, welche Wichtigkeit die Anhänglichkeit der Bergdamaras vom militärischen Standpunkt aus haben könnte, die jetzige Station Okombahe und siedelte dort die Bergdamara an: sie sind bis heute treue Untertanen der Deutschen Regierung geblieben. Ihre äußere Erscheinung unterscheidet sich stark sowohl von den Hottentotten, wie vornehmlich von den Herero. Charakteristisch ist die bläulich schwarze Farbe ihrer Haut, der viertantige Schädel und die wulstigen Lippen. Sie ähneln daher vielmehr dem Negertypus der Westküste von Afrika. Es ist vielleicht die Meinung von Dove und Passarge kaum abzuweisen, daß wir es hier mit einem Urnegerstamm zu tun haben, der in seinen reinblütigen Exemplaren uns in der Tat die Urbevölkerung Afrikas darstellte. Jedoch sind die anthropologischen Feststellungen darüber noch nicht abgeschlossen.

Das Ambolland, das nach Norden hin bis zu den Grenzen der deutschen Kolonie und auch darüber hinaus auf portugiesisches Gebiet führt, ist bis jetzt noch nicht für den Verkehr mit den Weißen geöffnet. Was der Gouverneur Leutwein 1895 schrieb, hat noch heute seine Gültigkeit behalten: „Bis jetzt hatte die Brücke zu den Ovambos lediglich die Mission gebildet, und zwar im Westen die finnische, sowie die rheinische (Deutsch), im Osten die katholisch deutsche Mission.“ Händler kamen nur selten in das Land und Beziehungen zu den eingeborenen Häuptlingen wurden nur hin und wieder unterhalten, wenn es galt, Nachrichten über etwaige Kriegsvorbereitungen zu erhalten, die gerade in den neunziger Jahren der sich erst festigenden deutschen Herrschaft im Damaralande hätte gefährlich werden können. Noch 1909 standen wir

Herero

eigentlich auf demselben Standpunkte. Wie vor vierzehn Jahren der damalige Bezirksamtmann von Outjo, Franke, sich zu näherer Erkundung bewogen fühlte, weil die Portugiesen von Norden her sich mit den Ovambostämmen ihres Interessenbereiches freundlicher stellten, so wurde 1909 derselbe Franke zu ihnen gesandt, um mit einigen ihrer Häuptlinge, besonders mit Kambonde von Ondonga, Schutzverträge im Namen des Reiches abzuschließen und die Erlaubnis zur dauernden Anwerbung von Arbeitern zu erlangen.

Die Ovambo gehören zu den Bantustämmen, sind also nahe Verwandte, vielleicht der Nachschub der Herero auf dem Wege nach Südosten. Sie unterscheiden sich in ihrem Äußeren kaum voneinander.

Vollständig verschieden ist dagegen die Beschäftigung der Ovambo als Ackerbauer. Sie haben sich darin der Eigenart ihres Landes angeglichen, das mit seiner tropischen Vegetation und seinem fast tropischen Klima sie auf die Bebauung dieses fruchtbaren Bodens hinwies, der in zwei Regenzeiten eine verhältnismäßig große Niederschlagsmenge, die größte im Schutzgebiet, aufnimmt. Ungefähr den Mittelpunkt des südlichen Ambolandes bildet die schon erwähnte Etoschapfanne, ein ehemaliger Stauungssee, in den alle Wasserläufe des Ambolandes zusammenfließen. Freilich darf der kulturelle Wert des Ambolandes nicht überschätzt werden. Denn neben den regenreichen stehen gänzlich regenlose Zeiten, und das dauernde Austrocknen der Waldsümpfe bringt Fieber in solcher Stärke hervor, daß der Aufenthalt für Weiße im Lande auch aus diesem Grunde vorläufig nicht ratsam erscheint.

Richard Volkmann schildert den Eindruck der Etoschapfanne: „Spärlicher Graswuchs reicht von dem die Etoscha im Süden umgebenden Buschwald in die Pfanne hinein, dann aber tritt der von Sand und Staub grau gefärbte Boden zutage. Je weiter man vordringt, desto weicher wird der Untergrund, und schließlich versinkt der Fuß in dem zähen, weichen Schlick. Hier, wo der Mensch sich nicht weiter wagen

darf, hat sich ein natürliches Reservoir für das Großwild gebildet. Hunderte von Gnus, Zebras, Beisa Antilopen, Springböcken und Straußen bevölkern die Pfanne, die sie nur bei Nacht verlassen, um auf den umliegenden Grassteppen zu äsen. Nur die Raubtiere vermögen dem Wild auch auf die Pfanne zu folgen . . . In der Regenzeit füllt sich die Pfanne teilweise mit Wasser, das später wieder verdunstet."

Das nördliche Amboland ist ein ehemaliges Waldgebiet. Derselbe Volkmann berichtet darüber: „Große Wälder von Fächerpalmen und Laubbäumen beleben die Landschaft. Rings um die Dörfer ist der Wald abgeschlagen, teils um Felder anlegen zu können, teils um die Baumstämme zu Palisaden zu verwenden, von denen zur Anlage jeder Werft viele Hunderte gebraucht werden. Infolgedessen zeigt der Wald, der früher das ganze Amboland dicht bedeckte, heute schon zahlreiche Lücken, und es ist zu befürchten, daß sich die günstigen Regen- und Bodenverhältnisse des Landes mit der Zeit ändern werden, wenn dieser Waldverwüstung nicht energisch Einhalt getan wird."

Freilich brauchen die Ovambo für ihre Feldwirtschaft, in der sie besonders Hirse, Kafferntorn und Bohnen bauen, nicht gerade viel Raum, doch wird die Abholzung, wie bemerkt, auch aus militärischen Gründen betrieben.

Trotzdem weiße Händler mit ihren Waffen und Wagen im ganzen verhältnismäßig wenig zu ihnen gedrungen sind, haben sie ein eigentliches nationales Volkstum

Quelle im Grootfontein Gebiet 6

nicht ausgebildet. Sie stehen unter absoluten Herrschern, die sie in stumpfer Abhängigkeit halten und noch bis vor wenigen Jahren mit unerhörter Grausamkeit über Leben und Tod schalteten, wie zum Beispiel der deutschfeindliche Häuptling Nechale. Da sie das Amboland verhältnismäßig dicht bevölkern (sie werden auf achtzigtausend Seelen geschätzt), ist immerhin die Möglichkeit eines späteren bewaffneten Zusammenstoßes mit den Deutschen nicht abzuweisen. Die Stationen Okaukawejo und Namutoni an den Grenzen ihres Landes sollen derartigen Gelüsten wirksam entgegentreten. Vorläufig bieten sie ihres Volksreichtums wegen ein unerschöpfliches Reservoir für Arbeiter, und sie haben sich bis jetzt als fleißig und anstellig erwiesen.

Ob sich ihr Land in späterer Entwicklung dazu eignen wird, Ansiedlungen und Plantagen der Weißen in größerem Umfange zu tragen, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen, da nicht allein die klimatischen, sondern auch die bislang vollständig fehlenden Verkehrsverhältnisse starke Hinderungsgründe hierfür bieten dürften.

Das Amboland gehört geographisch bereits trotz seiner stärkeren Bewässerung und üppigeren Vegetation zu derselben Region, wie das letzte Gebiet, dem wir uns bei der Betrachtung unseres Schutzgebietes zuzuwenden haben, der Kalahari.

In der allgemeinen Übersicht über den Aufbau Südafrikas hatten wir das große, den ganzen mittleren Teil einnehmende Sandbecken mit dem Namen Kalahari bezeichnet. Wenn auch die einzelnen Landschaften dieser Kalahariregion sich durch ihre größere Nähe oder Entfernung vom Äquator und durch die Verschiedenheit der Regenmengen wesentlich von einander scheiden, bildet das Gemeinsame der geologische Aufbau und darin der sogenannte Kalaharisand, mit dem alle Gebiete, auch die fruchtbarsten, bedeckt sind.

Gehörte das Amboland zu den fruchtbareren Ländern dieser Kalahari, so wird die gewaltige Ebene, die den ganzen Ostrand unseres Schutzgebietes einnimmt, jenseits des großen Omuramba mit dem Namen Sandfeld bezeichnet; die Herero nannten es Omaheke. Dr. Kuhn gibt uns davon folgende Schilderung: „Durch die gemeinsame Bezeichnung Sandfeld für diese weiten Gebiete und durch die Beschreibungen von Reisenden, die diese Gegenden nur flüchtig berührten, wird häufig der Eindruck einer völligen Gleichartigkeit der Omaheke-Landschaften hervorgerufen, während zwei Teile in ihnen unterschieden werden müssen. Der westliche umfaßt die gebirgigen Quellgebiete und den Unterlauf des Eiseb und des Epukiro und erstreckt sich nördlich der Onjatiberge etwa von Otjikokorero bis zu den letzten Wasserstellen in der Gegend von Epata am Eiseb und Eputiro am gleichnamigen Flusse. In den endlosen, mit dichtem Dornbusch bestandenen Flächen, liegen überall dort, wo die Kalkdecke der Kalahari offen zutage tritt, zahlreiche Pfannen mit ergiebigen Wasserlöchern versteckt. An ihnen saßen vor dem großen Kriege die meist zu dem Stamme der Ovambandjeru gehörigen Ostherero mit viel tausendköpfigen Rinderherden. . . . Der Charakter des

östlichen Teiles dagegen bleibt sich bis weit über die deutsche Grenze hinaus gleich: unendliche wasserlose Flächen mit nahrhaftem Grasbestande, hier und da von leichten Wellen durchzogen, auf deren Hängen und Höhen Laubbüsche, untermischt mit Dornsträuchern aller Art, wachsen, während in der Sohle vielfach reiner Graswuchs vorherrscht. Die Senken gewinnen schließlich einen schwachen Fall nach irgend einer Seite und bilden dann breite Rinnsale, in denen die Regenwasser zusammenlaufen. Ihre Sammelgebiete sind die großen Omiramba, nämlich der bereits geschilderte Omuramba u Omatako mit dem Omuramba Otjiparanga, der Eiseb und der Epukiro."

In dieses Sandfeld und in die Kalahari überhaupt sind die Buschmänner im Laufe der Völkerverschiebungen Südafrikas zurückgedrängt worden. Zwar haben sie sich in diesem Lande der Einsamkeit verhältnismäßig rein und unvermischt erhalten, während sie in der südlichen Namib und im Nama-Hochlande stark von Hottentotten überlagert und mit diesen vermischt erscheinen, wenn es sich dort nicht vielleicht überhaupt um degenerierte Hottentottenreste handelt.

Die Kalahari-Buschmänner zerfallen in verschiedene kleinere Stämme. Am weitesten in deutsches Gebiet hinein reichen die Kung. Die weiter in die mittlere Kalahari hineinreichenden Stämme stehen bereits unter Herrschaft der Bakalahari.

Die Buschmänner scheinen als einer der Stämme der Urbevölkerung Südafrikas aufgefaßt werden zu müssen, wenn sie sich auch allerdings von den Bergdamara, die wir bereits ebenfalls als Urvolk Afrikas in Anspruch nahmen, wesentlich unterscheiden.

Der Buschmann ist klein und befindet sich infolge einer dauernden Unterernährung in einem trostlosen körperlichen Zustande. Seine gelbe, von zahllosen Falten zerrissene Haut erinnert ebenso wie das in merkwürdigen Büscheln wachsende Haar an den Hottentotten, an den auch die Zierlichkeit der Gestalt gemahnt. Trotzdem ist er fähig, die größesten Anstrengungen und Entbehrungen, die ihm sein Land und seine Lebensweise auferlegt, zu ertragen. Er vermag in Gebieten zu leben, in denen andere Eingeborene entschieden eingehen würden.

Der Buschmann steht auf der denkbar niedrigsten Stufe menschlicher Kultur, seine Hütte deckt ihn kaum vor den Unbilden der Witterung, seine Nahrung sind die Wurzeln und Knollen, die er aus dem Sande gräbt. Die Jagd betreibt er meist als Fallensteller und hat darin eine gewisse Fertigkeit erlangt; unter seinen Waffen ist der vergiftete Pfeil die gefährlichste.

Der schwierigste Kampf, den der Buschmann zu bestehen hat, ist der Kampf gegen den Durst. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer weiß er nach dem Wasser zu graben oder sich kleine Wasserreservoirs anzulegen, die ihn und seine Familie in der Zeit der Dürre vor dem Verdursten schützen sollen.

Buschmänner des Grootfontein-Gebiets.

Der einzige Hauch eines Dranges zum Höheren zeigt sich für uns in den so genannten Buschmannzeichnungen, kunstlosen Malereien auf Stein und Fels, in denen er es versteht, Mensch und Tier in primitiven Umrissen zu skizzieren.

Klärlich ist aber der Buschmann und seine Art im Aussterben begriffen. Er hat auch den ihn von Osten bedrängenden Stämmen keine widerstandsfähige staatliche Organisation entgegen zu setzen. Die Zeit ist bereits abzusehen, in der die letzten rassenreinen Buschmänner zugrunde gegangen sein werden.

Damit haben wir unseren Gang durch die Landschaften Südwestafrikas beendet. Es erübrigt sich noch einen Blick auf die weiße Bevölkerung des Landes und seine Aussichten für die Zukunft zu werfen.

Die weiße Bevölkerung des Schutzgebietes betrug am 1. Januar 1910 10644 Zivilpersonen.

Doch ist leider zu bemerken, daß das deutsche Volkstum im Schutzgebiet bisher nicht die Fortschritte gemacht hat, die man wünschen müßte; wenn man die Beamten und Missionare abzieht, so ergibt sich, daß von der Gesamtzivilbevölkerung nahezu ein Drittel fremden Nationen angehört.

Wenn auch die Verhältnisse nach dem Kriege erst einer größeren Beruhigung bedürfen, so ist doch sehr zu wünschen, daß das Vertrauen deutscher Auswanderer sich mehr und mehr gerade auf dieses Schutzgebiet lenke, das durch die Nähe englischer und anderer Gebiete schon an sich gewisse Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Im übrigen bietet Südwestafrika für eine Reihe von Betrieben die denkbar besten Aussichten, wenn auch freilich die Bedingungen dazu erst geschaffen werden müssen.

Am aussichtsreichsten erscheint die Viehzucht. Damit bewegen wir uns nur auf dem Wege, den die Eingeborenen in richtiger Schätzung der Güte und Eigenart der von ihnen bewohnten Landesteile solange gegangen sind, bis die kriegerischen Verwicklungen alles vernichteten. Die beiden Völker, die hier besonders in Betracht kommen, sind die Herero und Hottentotten.

Das Hereroland ist, wie wir sahen, für den Betrieb der Groß Viehzucht besonders geeignet. Man schätzte vor dem Ausbruch des Aufstandes die Rinderherden der Herero auf 200000 Stück. Es dürfte nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, daß auch weiße Viehzüchter ähnliche Erfolge erzielten wie die Eingeborenen. Freilich darf dabei die Schwierigkeit nicht übersehen werden, die die Abgrenzung des Weidelandes bieten würde; denn Bewegungsfreiheit müßte der weiße Farmer schon

Weideveld an der Palmengrenze

aus dem Grunde haben, weil er von dem Boden, der Vegetation und dem Wasser hier viel abhängiger ist als an anderen Orten.

Daneben käme für das ehemalige Hottentottengebiet die Klein-Viehzucht in Betracht. Wir erinnern uns, daß die Bewohner des Nama-Landes vornehmlich Ziegen und Schafzucht ausübten, da die Verhältnisse des Groß-Nama-Landes sich nicht wesentlich von den südlicher gelegenen Gebieten unterscheiden, in denen die Schaf- und Ziegenzucht, ebenso wie die Zucht von Straußen, eine hohe Blüte erreicht hat.

Außerdem dürfte auch die Pferdezucht einer aussichtsreichen Zukunft entgegensehen. Die Regierung hat in Nauchas ein Gestüt eingerichtet, mit dem bisher angemessene Resultate erzielt worden sind.

Neben diesen nur auf größeren Farmen möglichen Betrieben darf aber auch die Klein-Siedelung, Garten- und Feldwirtschaft nicht gänzlich vernachlässigt werden; freilich ist dabei zu beachten, daß dies nur an den Stellen möglich ist, an denen eine geregelte Bewässerung ausgeführt werden kann.

Besondere Aufmerksamkeit ist endlich dem Bergbau- und Minenbetrieb im Schutzgebiete zuzuwenden.

Das Vorkommen von Kupfererzen in Otavi und Tsumeb im sogenannten Karstfelde hat zu der Gründung der Otaviminengesellschaft geführt, die seit Jahren gute Erfolge zu verzeichnen hat. Im Jahre 1908/09 wurden dort aus dem Tagebau 29469 Tonnen, aus dem Tiefbau 15580 Tonnen Erz gewonnen. Der Versand erreichte die Höhe von 31295 Tonnen Kupfererz, 3478 Tonnen Kupferstein und 3020 Tonnen Blei. Ein ausgiebiger Abbau war aber natürlich hier nur durch Heranführung der Eisenbahn möglich, der sogenannten Otavibahn, über die unten noch zu reden sein wird.

Außerdem ist auch an anderen Stellen mit dem Abbau von Kupfererzen begonnen, zum Teil aber die Bearbeitung vorläufig eingestellt worden, da die bergrechtlichen Bestimmungen im einzelnen noch der Regelung bedürfen. Es sind dies die Matchleß-Mine bei Windhuk und die Gorob-Mine hinter Swakopmund. Die Otjisongati-Mine bei Okahandja ist dagegen dauernd in Betrieb und versandte 1908/09 750 Tonnen Kupfererz mit einem durchschnittlichen Kupfergehalt von 18 Prozent.

Im übrigen ist es nicht ausgeschlossen, daß sich auch noch an anderen Orten des Schutzgebietes abbauwürdige Stellen finden lassen werden.

Einen ungeahnten Aufschwung gewann das Interesse am Bergbau unseres Schutzgebietes durch die Diamantenfunde bei Lüderitzbucht. Nachdem von einem Eingeborenen bei Kilometer 16 der Lüderitzbuchtbahn ein erster Diamantenfund gemacht worden war, entwickelte sich hier ein reges Treiben, da man bei näherem Nachforschen entdeckte, daß der Wüstensand der Küste zwischen Lüderitzbucht und der Oranjemündung diamantenführend ist. Um den unerfreulichen Begleiterscheinungen zu steuern, die das „Diamantenfieber" bereits zu zeitigen begann, wurde der ganze Diamantenhandel

und Abbau von der Regierung monopolisiert und dadurch in geordnete Wege geleitet. Bisher fand die Gewinnung der Diamanten auf die allereinfachste Weise durch Sieben und Waschen des Sandes statt. Die Denkschrift an den Reichstag 1909/10 berichtet über die Erfolge: „Gewonnen wurden seit Ende August bis Ende Dezember 1908 39275 Karat im Werte von rund einer Million Mark, in den Monaten Januar bis Ende März 1909 53439 Karat für rund eineinhalb Millionen Mark."

Die Folgezeit muß erst lehren, ob wir es hier wirklich mit regelrechtem Blaugrund zu tun haben, wie zum Beispiel in Kimberley, oder ob es sich um eine geologisch noch näher zu erklärende verstreute Fundstelle handelt.

Bei der Besprechung der Otavi-Minen wurde bereits darauf hingewiesen, daß ein Abbau dort nur möglich war, wenn eine Bahnverbindung hergestellt würde. So entstand die Otavibahn, die 1906 dem Verkehr übergeben wurde und bis 1910 als Privatbahn der Otavi Minengesellschaft bestand. Nunmehr ist sie in den Besitz des Reiches übergegangen. Sie reicht zur Zeit mit ihrem Hauptstrange bis Tsumeb, entsendet jedoch von Otavi einen Strang nach Grootfontein, der 1908 von der South West Afrika Co. erbaut worden ist, die hier ebenfalls am Minenbetriebe interessiert war.

Die älteste Bahnlinie des Schutzgebietes besteht seit 1902 zwischen Swatopmund und Windhuk, sie hat in den Aufstandsjahren vortreffliche Dienste geleistet, trotzdem sie nur Feldspurweite hat.

Neben dieser Staatsbahn im mittleren Teile des Schutzgebietes ließ eine Verbindung des Südens der Kolonie mit der Küste recht lange auf sich warten. Erst 1905 wurde eine Teilstrecke, Lüderitzbucht-Kubub, vom Reichstage bewilligt und 1906 eröffnet. Sie war nicht nur zur Erschließung, sondern ganz besonders zur militärischen Sicherung des Südens bestimmt. Ihre Fortsetzung über Aus hinaus ließ dann nicht lange auf sich warten; bereits 1908 konnte Dernburg die Linie Aus-Keetmanshoop eröffnen. Hieran schloß sich zur weiteren Eröffnung des Südostens die Zweiglinie Seeheim Kalkfontein, die 1910 in Betrieb genommen werden konnte. Die Südbahn ist im Gegensatz zu den beiden anderen vorhandenen Strecken in der sogenannten Kapspurweite gebaut, d. h. mit 1,067 Meter Spannung.

In derselben Weise soll nicht nur die vorhandene Linie Karibib-Windhuk umgebaut, sondern auch der Neubau der Nord Südbahn zwischen Keetmanshoop und Windhuk angelegt werden, sodaß, wenn die Eisenbahnen der Kapkolonie bis an den Oranje herangeführt sein werden, eine direkte Verbindung von Kapstadt bis Windhuk geschaffen ist, die näher sein dürfte, als der Wasserweg. Der Termin der Fertigstellung der Nord Südbahn in Kapspurweite ist auf 1913 festgesetzt.

Die Kolonie steht zur Zeit noch unter den Nachwehen des Krieges, die sich überall, besonders auf finanziellem Gebiet, geltend machen. Doch ist daneben im öffentlichen Leben ein Aufschwung und ein Vorwärtsstreben unverkennbar. Das beste

Ovambo am Feuer.

Zeichen dafür ist, daß sogar die Schulverhältnisse sich einer dauernden Besserung zu erfreuen haben. Neben der Regierungsschule in Windhuk ist vor kurzem der Anfang mit einer Realschule für die Kinder der weißen Bevölkerung gemacht worden.

So ist zu hoffen, daß die Verhältnisse sich im öffentlichen Leben wie im privaten Erwerbsleben auch weiter auf einer aufsteigenden Linie bewegen werden; dann wird das Unglück des Krieges nach und nach in Vergessenheit geraten, die unterworfenen Stämme werden sich an die Wohltaten der deutschen Herrschaft gewöhnen und die weiße Bevölkerung des Schutzgebietes wird sich, wenn nicht alle Anzeichen trügen, zum dauernden Aufenthalt im Schutzgebiete einrichten. Vorbedingung dafür ist natürlich in erster Linie die Sicherung von Leben und Eigentum nicht nur in den Städten, sondern auch in den Farmen auf dem flachen Lande. Diese wird aber nur wirksam durchgeführt werden können, wenn ein gut ausgebautes Eisenbahnnetz das Land in seinen Hauptrichtungen durchzieht.

So schließt also auch die Betrachtung dieser Kolonie mit einem hoffnungsfreudigen Blick in die Zukunft und dem Wunsche, daß all die bisher für die Kolonie geleistete Arbeit und Mühe auch fernerhin zu dauerndem Erfolge führen möge.

Deutsch-Ostafrika.

Die erste Erwerbung unserer größten Kolonie, Deutsch-Ostafrika, ist untrennbar mit dem Namen von Dr. Karl Peters verbunden. Der sechsundzwanzig Jahre alte Student und Kaufmann fand die Grenzen Deutschlands zu eng; Familienbeziehungen hatten ihn früh nach London geführt, und dort hatte der junge, in seiner Tatkraft überschäumende Mann eine hohe Begeisterung für das englische Kolonialreich und die englische Kolonisation überhaupt gefaßt. Ähnliches erstrebte er, in die Heimat zurückgekehrt, auch für Deutschland. Aber Deutschland war zu dieser Zeit für solches Ideal nicht reif; nur mit Mühe gelang es Peters, geeignete Männer für sein Unternehmen zu finden: es waren u. a. der Fürst Hohenlohe-Langenburg, Fabri, Bennigsen und Miquel. Er gründete 1884 die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation. Nach Überwindung der größten Schwierigkeiten, und nachdem auch über das Ziel einer Expedition Einigkeit erreicht worden war, zog er 1884 gemeinsam mit dem Grafen Pfeil und dem Referendar Jühlke aus, um die erste deutsche Kolonie an der Ostküste von

Straße in Kanga

Afrika gegenüber der Insel Sansibar in Uganda zu gründen. Bismarck verhielt sich damals einem solchen Plane gegenüber noch ziemlich ablehnend, und auch die Presse unterstützte das Unternehmen noch nicht, ja im Gegenteil, Peters und seine Genossen mußten das Ziel ihrer Reise möglichst geheim halten, um Englands Blicke nicht zur Unzeit auf sich zu lenken.

Diese erste Expedition von Peters, die die drei Negerreiche Useguha, Nguru und Usagara unter den Schutz der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation stellte, ist deshalb von Bedeutung, weil dadurch der größte Teil der heutigen Kolonie Deutsch-Ostafrika bereits gewonnen war. Es fehlte freilich noch ein Gebiet von besonderer Wichtigkeit, nämlich der Streifen an der Küste gegenüber von Sansibar, etwa die Landstriche zwischen Pangani und Kingani. Nachdem die kühnen Reisenden glücklich zur Küste zurückgekehrt waren, gelang es Peters, durch besondere Vermittlung des Königlichen Kammerherrn Grafen Behr-Bandelin einen kaiserlichen Schutzbrief vom 27. Februar 1885 für seine Erwerbung zu erhalten. Trotzdem waren gerade dieses Schutzbriefes wegen, der eine offizielle Anerkennung der Erwerbung seitens des Reiches darstellte und deshalb in das Gebiet internationaler Politik hineinführte, besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem machte der Sultan von Sansibar, Said Bargasch, ältere Ansprüche auf das Hinterland und auch den Küstenstreifen der seiner Hoheitsphäre gegenüberliegenden Länder energischen Anspruch. Da trat Bismarck ein. Und ebenso wie er ungefähr zur gleichen Zeit die westafrikanischen neuen Erwerbungen gegen die Engländer und ihre Übergriffe schützte, verstand er es durch eine energische Flottendemonstration vor Sansibar, den Sultan bald eines besseren zu belehren. Dieser schloß bereits 1885 einen Handels-, Schiffahrts- und Freundschaftsvertrag mit Deutschland. Inzwischen war aus der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation die Deutsch Ostafrikanische Gesellschaft geworden, der damals wie heute Männer wie der Reichstagsabgeordnete Arendt angehören. Es gelang dem großartigen Organisationstalent Peters', den Sultan von Sansibar dadurch mit den Unternehmungen der Gesellschaft zu versöhnen, daß er ihn pekuniär daran beteiligte. Dieser Verbindung war es zu danken, daß auch die Küste vom Umba bis zum Ruvuma im Jahre 1887 in die Machtsphäre der Gesellschaft überging: damit war die Lebensfähigkeit der neuen Kolonie gewährleistet.

Nachdem Peters nach Europa zurückberufen worden war, sah sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft vor die ungeheure Aufgabe gestellt, die Kolonie durch alle Fährlichkeiten politischer und kultureller Natur hindurch zu führen. Sie mußte sich in dem nun eröffneten Gebiete die alten Handelsbeziehungen, besonders die der arabischen Kaufleute, entweder untertan machen oder durch neue ersetzen, sie mußte besonders gegen den Sklavenhandel energische Maßregeln ergreifen, der die einträglichste Quelle des arabischen Binnenhandels seit alters gewesen war. Es ist daher nicht zu verwundern,

daß kurze Zeit nach Peters' Fortgang 1888 ein erster Aufstand, der sogenannte Araberaufstand, die bisherigen Errungenschaften zunichte zu machen drohte. Auch hier trat in dankenswertester Weise das Reich ein: um das von der Gesellschaft erlassene Waffeneinfuhrgebot aufrecht zu erhalten, wurde ein deutsches Geschwader unter der Leitung des Admirals Deinhard herbeigerufen, das die außerordentlich schwierige Aufgabe hatte, eine strenge Blockade der Küste gegenüber Sansibar durchzuführen. Erst nachdem sich auch England, durch Bismarck veranlaßt, daran beteiligt hatte, gelang es den vereinigten Anstrengungen der deutschen und englischen Schiffe und Boote die Zufuhr zu unterbinden und damit eine längere Fortsetzung des bewaffneten Widerstandes unmöglich zu machen. Auch an Land blieben erbitterte Kämpfe nicht aus, nachdem der Halbblutaraber Buschiri an die Spitze des Aufstandes getreten war und es mit großem Geschick verstanden hatte, die festen Küstenplätze in seine Gewalt zu bekommen. Die eigentliche Niederwerfung des Aufstandes gelang aber erst, als der damalige Hauptmann Wissmann mit der Bildung einer farbigen Schutztruppe beauftragt wurde und im April 1889 mit vierzehn Offizieren, einhundert deutschen Unteroffizieren und achthundert Sudanesen in DaresSalam eintraf und gemeinsam mit der Marine das Lager Buschiris bei Bagamoyo (8. Mai 1889) angriff. Zwar entkam Buschiri mit wenigen Anhängern in den Busch, doch war damit das eigentliche Herz des Aufstandes getroffen worden; freilich dauerte es noch geraume Zeit, bis auch die letzten Spuren der Erhebung beseitigt waren; erst im Sommer 1890 wurden die Küstenorte Tanga und Sadani nach kräftiger Beschießung seitens der Marine endgültig erobert.

In eine ganz neue Entwicklung trat die Kolonie mit dem 1. Januar 1891 ein, wo sie aus dem Bereich der Ostafrikanischen Gesellschaft in die Verwaltung des Deutschen Reiches überging.

Nachdem Wissmann als Reichskommissar den ersten Grund gelegt hatte, schritt die Besitzergreifung und Erschließung des Innern stetig vorwärts. Die Eingebornen lernten schnell die Wohltaten der deutschen Herrschaft kennen und würdigen, dem Sklavenhandel wurde wirksam gesteuert und bald trat an Stelle der früheren Unsicherheit und Unruhe, besonders durch Gründung von Militärstationen, die für die Weiterentwicklung der Kolonie nötige Ruhe und Verkehrssicherheit ein. Auf Wissmann folgte als erster Gouverneur Freiherr von Soden und auf ihn zur Freude aller Kolonialfreunde 1895 wiederum Wissmann, dessen Tätigkeit in Afrika auch im Deutschen Reichstage uneingeschränkte Anerkennung gefunden hatte. Die ruhige und friedliche Entwicklung der Kolonie wurde auch unter seinen Nachfolgern von Liebert, Grafen von Götzen und Freiherrn von Rechenberg nur selten gestört. Einen größeren Umfang nahm 1905 der Aufstand im Hinterlande von Kilwa an, dessen Ursprung auf die Eifersucht der eingeborenen Häuptlinge, Medizinmänner und Zauberer zurückzuführen

sein dürfte, die sich durch die deutsche Herrschaft in ihren Einkünften bedroht sahen. Es gelang jedoch der inzwischen stark angewachsenen Schutztruppe diesen Aufstand auf seinen Herd zu beschränken und einer allgemeinen Erhebung im ganzen Schutzgebiet vorzubeugen. Seitdem ist der Frieden in der Kolonie nicht mehr gestört worden, und es steht auch zu hoffen, daß blutige Zusammenstöße, wie sie zu der gänzlichen Vernichtung der Expedition von Zelewski durch die Wahehe 1891 geführt haben, nicht mehr vorkommen. Gewiß werden einzelne Häuptlinge, vielleicht die Sultane im fernen Westen der Kolonie, von Zeit zu Zeit Herrschaftsgelüste zeigen, aber die Kriegsbereitschaft der Schutztruppe, die mit ihren Militärstationen das ganze ungeheure Gebiet der Kolonie durchzieht, wird auch diesen kleineren lokalen Gärungen wirksam entgegenzutreten in der Lage sein.

Das Gebiet der Kolonie Deutsch-Ostafrika umfaßt doppelt soviel Flächenraum wie das Deutsche Reich, nämlich 995 000 Quadratkilometer. Es stößt unter 5° S. an den Indischen Ozean und reicht mit seiner Küste bis über 10° S. nach Süden. Von

Die großen Pangani-Fälle

Massai im Kriegsschmuck

dort streicht die Grenze den Ruwuma aufwärts und erreicht scharf nach Westen gehend den Njassa See, zieht an dessen Ost und Nordufer entlang, erreicht von da an das Südende des Tanganjika Sees und folgt dem Ostufer dieses Sees nach Norden, springt auf das Ostufer des Kivu Sees über und macht dann einen Haken nach Osten, erreicht ungefähr unter 1° S. den Viktoria See, geht quer durch diesen See, trifft an dessen Ostufer die Station Schirati und streicht von da in gerader Linie, den Kilimandscharo umschließend, nach Südosten; unter dem 5° S. südlich erreicht die Grenze den Indischen Ozean.

Dieses gewaltige Gebiet ist zum größten Teile von dem weit ausgedehnten mächtigen Hochland erfüllt, das ein Teil der von Abessinien bis zum Kap der Guten Hoffnung reichenden Hochebene ist. Diese Hochebene wird durch ein mächtiges, ungefähr von Norden nach Süden streichendes Randgebirge von dem Gebirgsvorlande getrennt. An dieses schließt sich eine nicht gerade breite Küstenzone. Die Hochebene, welche über das Vorland emporsteigt, besitzt zwei hervorstechende Eigenschaften. Sie ist einerseits von tiefen Grabenbrüchen und großen Seen durchzogen, anderseits sitzen auf ihr eine Reihe mächtiger vulkanischer Erhebungen. Die erwähnten Grabenbrüche, unter denen am bekanntesten der große Afrikanische Graben und

der Zentralafrikanische Graben sind, sind nur zum Teil von Wasser ausgefüllt. Der erstere zieht sich von Norden nach Süden durch den Natron und Manja-See und trifft auf das Nordende des Njassa-Sees, der letztere wird durch den Albert-Edward See auf englischem Gebiete, den Kiwu- und Tanganjika-See auf deutschem dargestellt.

An Flüssen ist Deutsch-Ostafrika im ganzen nicht arm, trotzdem sind sie für die Erschließung des Schutzgebietes von recht geringer Bedeutung, da sie nur zum kleinsten Teile schiffbar sind. Die Südgrenze der Kolonie bezeichnet der Ruwuma, ungefähr durch die Mitte der Küstenzone strömt der Rufidji, den Norden der Kolonie durchfließt der Pangani. In der Steppe des Mittelland-Plateaus befindet sich ein großes, abflußloses Gebiet, im Westen und Norden der Kolonie strömen die Flüsse bereits zum Kongo, zum Atlantischen Ozean, und im Norden der Quellfluß des Nil, der Kagera, zum Mittelländischen Meer.

In bezug auf die Völkerverteilung ist Deutsch-Ostafrika ein völkergeographisches Grenzgebiet. Die im östlichen Afrika weit verbreitete Familie der Bantu erreicht hier ihren nördlichsten Punkt. Die Kolonie ist aber auch ein völkergeographisches Zwischengebiet, in das von Süden her die Stämme der Sulu, von Norden die mit den Niloten verwandten Hamiten eingedrungen sind. Der Treffpunkt beider ist ungefähr die große Karawanenstraße zwischen DaresSalam und Tabora.

Die ältesten Bewohner des Landes scheinen ziemlich kleine, mit den Hottentotten und Buschmännern verwandte Stämme gewesen zu sein, wie sie noch jetzt als Überbleibsel in den Zwergvölkern von Urundi und Ruanda (Batwa) vorhanden sind. Woher und wann diese Urbevölkerung ins Land gekommen ist, darüber können wir nur Vermutungen aufstellen. An ihre Stelle traten beträchtlich später die erwähnten Bantustämme, die im ganzen Gebiet der Kolonie die Urbevölkerung ausrotteten oder in unzugängliche Berge und Waldgebiete verdrängten. Unter den Bantueinwanderungen scheidet man wiederum verschiedene Perioden und benennt danach die Stämme als ältere und jüngere Bantu.

In viel späterer Zeit drang von Norden her eine Masse von Hamitischen Völkern aus den Nilländern ein, die nach und nach südwärts vorrückend auch die Grenzen unseres Schutzgebietes erreichten. Sie erscheinen jetzt besonders in den nordwestlichen Landschaften des Zwischenseengebietes von Urundi und Ruanda, wo sie die Bantuvölker, die dort angesessen waren, unterjocht haben und als eine Art Adelskaste beherrschen.

Ebenfalls zu diesen hamitischen Völkern scheinen die Massai zu gehören, die im Gebiete des Kilimandscharo als Hirten und Herdenbesitzer die weite Steppe bewohnten; doch ist ihre Herkunft nicht ganz geklärt, einige nehmen auf Grund besonders ihrer religiösen Überlieferung an, daß sie der semitischen Rasse angehören (Merker). Ihre kriegerischen und von Viehraub und Beutezügen lebenden Stämme sind aber augenblicklich

durch die Rinderpest an den Rand des Verderbens gebracht und haben sich zum großen Teile auf englisches Gebiet nach Norden zurückgezogen, erst in allerneuester Zeit hört man von dem Beginne einer Rückwanderung einiger Stämme in die deutschen Grenzen.

Wie vorher erwähnt, trafen die von Norden eindringenden Hamiten ungefähr in der Mitte der Kolonie auf die von Süden vordringenden Räuberscharen der Sulu,

Eingeborenenstraße in Dares Salam

die aber nach einigen Zusammenstößen mit der deutschen Herrschaft nunmehr ebenso friedliche Viehzüchter und Bodenbauer zu werden versprechen, wie ihre Stammesgenossen, die Wajao, die aus Portugiesisch Ostafrika über den Rowuma kommen und sich in die Südvölker der Kolonie einzuschieben beginnen.

Auf diese Negerbevölkerung der Kolonie wirkten seit mehreren Jahrhunderten fremde Kulturelemente, die jedoch bei der eigenartigen Gestaltung des Landes niemals weit die Küstenzone überschritten haben. Es sind neben langjährigen Einflüssen von seiten der Inder und Perser aus Schiras die Araber und später die Portugiesen, nachdem Vasco da Gama 1498 auf seinem Wege nach Ostindien an der Ostküste von Afrika gelandet war. Auf die portugiesische Periode, von der wir bei Kilwa

noch Reste von Befestigungen und Kirchen haben, folgte die der Araber von Oman, die bis an das Ende des neunzehnten Jahrhunderts dauerte und tiefer in das Leben Ost und Inner Afrikas eingegriffen hat als die früheren Okkupationen fremder Völker. Unter ihnen blühte der Sklaven und Elfenbeinhandel, der trotz der Aufhebung des Sklavenhandels durch die Engländer 1873 im Innern weiter bestand und erst durch die deutsche Besitzergreifung sein Ende gefunden hat. Über die Ereignisse des ersten Eindringens der Deutschen, besonders von Dr. Karl Peters, ist bereits gesprochen worden.

Ein Gang durch die Hauptplätze und die wichtigsten typischen Landschaftsformen der Kolonie wird uns an der Hand der Abbildungen genauer mit dem gegenwärtigen Stande und den Aussichten Deutsch-Ostafrikas bekannt machen.

Das Küstenland, das sich mit dem Küstenhinterlande bis an den Randabfall des großen Zentral-Plateaus erstreckt, bietet für den, der zum erstenmal die Kolonie besucht, ein buntes Völkergemisch. Araber und Perser, Inder und Neger, daneben Europäer jeglicher Herkunft drängen sich in den großen Küstenplätzen und geben den Hafenorten und Handelsplätzen ihr besonderes Gepräge. Die Negerbevölkerung, die von den Europäern mit dem Gesamtnamen der „Küstenleute" (Wamrima) bezeichnet wird, heißen Wasuaheli; dies ist eigentlich der Name eines Negerstammes der Lamuküste, der seinen Ursprung aus Persien herleitet und sich infolgedessen noch heute gern mit dem Namen Mschirasi bezeichnet. Es ist ein Mischstamm, der über die ganze Küstenzone verbreitet ist und natürlich, wie die übrigen Stämme des Mittellandes, zu den Bantu gehört. Seine Wichtigkeit hat er besonders dadurch erhalten, daß er den sämtlichen Verkehr mit den Europäern erstmalig vermittelte und dadurch seine Sprache, das Kisuaheli, zur Handels- und Verkehrssprache bis weit in das Innere hinein gemacht hat. Die Suaheli halten sich überhaupt für etwas ganz Besonderes und blicken, als Händler und durch den Verkehr mit Europäern gebildet, mit Verachtung auf die Ackerbauer und Pflanzer ihres Stammes als „Washensi" (Wilde) herab. Widmen sie sich nicht dem Handel, so gehen sie als Träger mit den nach dem Innern ziehenden Karawanen der Inder oder Europäer.

Neben den Suaheli finden sich natürlich auch andere Negerstämme in den Küstenplätzen.

Als Handelsleute, besonders als Träger des Kleinhandels, fungieren heutzutage die Inder, neben denen die vornehmen Oman Araber gänzlich verschwinden, die, wie wir aus der Geschichte des Landes wissen, nicht nur einstmals Herren der Küste, sondern auch bis zum Eindringen der deutschen Herrschaft die alleinigen Unternehmer der großen Elfenbein- und Sklavenkarawanen in das Innere gewesen sind.

Die Inder sind gewissermaßen ein Fremdkörper in der deutschen Kolonie. Sie kommen, meist im Besitze englischer Staatsangehörigkeit, aus ihrem Heimatlande oft

ohne ihre Familie nur herüber, um Handel und Tausch zu treiben, und wenn sie genug erübrigt haben — und dies trifft infolge ihrer skrupellosen Geschäftspraxis meistens sehr bald ein — dann gehen sie in ihr Heimatland zurück, ohne den Wunsch zu haben, sich dauernd in unserer Kolonie anzusiedeln oder nützliche Glieder deutscher Kolonisation zu werden. Trotzdem sind sie als Zwischenhändler und besonders als Inhaber der kleinen Ladengeschäfte, in denen die Neger kaufen, nicht zu entbehren; denn es kann dem europäischen Händler nicht zugemutet werden, stundenlang mit dem Neger um einen Pfennig zu feilschen. Dadurch würde er seiner Würde einen schweren Stoß versetzen. Aber ohne wütendes Handeln, das sich einen halben Tag hinziehen kann, kommt eben dort kein Geschäft zustande. Einen sehr unheilvollen Einfluß üben die indischen Kaufleute durch ihren nur allzuweit gehenden Kredit aus.

Unter den Europäern, die natürlich in der Küstenzone und in den Häfen als kaufmännische Vertreter europäischer Geschäftshäuser oder als Beamte der Reichs- und Kolonialverwaltung zahlreich vorhanden sind, nehmen die Deutschen den ersten Rang ein. Daneben sind aber auch Österreicher, Holländer, Schweizer und Italiener in kleinerer Anzahl in den kaufmännischen Berufen vertreten. Unter den Franzosen befinden sich zum größten Teile Missionare.

Geben wir die Küstenplätze der Kolonie von Norden nach Süden durch, so treffen wir in Tanga den besten Hafen unserer nördlichen Küste, der mit seinem großen und geschützten Ankerplatz für überseeische Dampfer einen jährlich steigenden Besuch aufzuweisen hat und der, wenn einmal die Usambarabahn weiter in das Innere, vielleicht gar bis zum Viktoriasee, fortgesetzt sein wird, als Ausgangspunkt und Ladeplatz für den Binnenhandel bis weit in das Gebiet der großen Seen hinein einen gewaltigen Aufschwung nehmen kann.

Daneben kommen Häfen wie Pangani und weiter südlich Sadani und Bagamoyo kaum mehr in Betracht.

Die beiden ersten zwingen größere Dampfer, weit draußen auf der flachen Reede zu ankern, in Bagamoyo muß sogar Ware und Mensch fast drei Kilometer weit auf Trägerschultern über das seichte Vorwasser an den Strand getragen werden. Und doch hatte einst Bagamoyo unter den Küstenplätzen die erste Stelle. Als noch der Handelsverkehr, besonders mit Sansibar, durch die flachen Dhaus vermittelt wurde und andererseits gerade dieser Ort der Ausgangspunkt der alten Karawanenstraße in das Innere war, da blühte Bagamoyo. War doch auch hier in den ersten Zeiten unserer Kolonie eine Faktorei der Ostafrikanischen Gesellschaft, spielte sich doch in und bei Bagamoyo der Schluß des Buschiri-Aufstandes ab, ein Zeichen, daß man diese Stadt als Schlüssel der deutschen Stellung betrachtete. Davon ist jetzt nicht mehr die Rede, der Ort geht einem hoffnungslosen Niedergange entgegen, besonders seit

DaresSalam.

die Eisenbahnlinien ihn als Ausgangspunkt ihres Netzes verschmäht haben. Er hat seine Bedeutung vielmehr bereits seit 1890 an DaresSalam abgetreten.

DaresSalam ist heute unbestritten die Hauptstadt der Kolonie. Die Lage des geräumigen Hafens, der durch die enge Einfahrt vollkommen vor Winden geschützt ist und auch den größten Seeschiffen das Ankern gestattet, ist die Hauptursache, weshalb gerade dieser Ort in seiner Bedeutung Bagamoyo abgelöst hat. DaresSalam hat sich in dem letzten Jahrzehnt überraschend entwickelt. Bereits vom Dampfer aus macht es mit einer breiten Strandpromenade, den stolzen Türmen der evangelischen und katholischen Kirchen, den großen und stattlichen Regierungsgebäuden, Krankenhäusern, Arsenalen und Kasernen einen überraschend großartigen Eindruck. Es ist ein Landschaftsbild von ungewöhnlicher Schönheit, das sich hinter der Stadt aufbaut. Palmen und Mangobäume, Kasuarinen und grünes Gebüsch der Tropen umrahmen die weißen Gebäude der Europäer. Aber nicht nur die von breiten Alleen und Parkanlagen, modernen Straßen und Plätzen durchzogene Stadt, sondern auch das Eingeborenenviertel macht einen sauberen und reinlichen Eindruck, wie es wenige Hafenstädte des Südens zeigen. Hieran hat die deutsche Verwaltung den Hauptanteil,

ihr ist es durch jahrelange Bemühungen gelungen, die Küstensümpfe, die die Tropenkrankheiten, besonders die Malaria und das Schwarzwasserfieber begünstigten, trocken zu legen und damit die Gesundheitsverhältnisse des Ortes dauernd zu heben.

Das Hauptleben konzentriert sich natürlich um den Hafen. Hier liegen die Zollstationen und die Ladekais; von hier aus spielt sich der Leichterverkehr zu den großen Seedampfern ab, die im Hafenbassin ankern, hier beginnt die sogenannte Ostafrikanische Zentralbahn, über deren Bedeutung wir anderwärts zu sprechen haben.

Der Hafen beherbergt schließlich auch Werft und Dockanlagen, die sich nicht nur für Handelsschiffe, sondern auch für militärische Zwecke als brauchbar erwiesen haben.

Eine solche sichere und ausgedehnte Hafenanlage wird sicher imstande sein, auch größeren Ansprüchen bei einer weiteren Entwicklung der Einfuhr wie der Ausfuhr zu genügen. Durch seine Ausdehnung besitzt er einen unleugbaren Vorzug vor dem Hafen, der bis vor kurzem den ganzen Verkehr, besonders nach England und Indien, aber auch nach anderen Ländern an sich gezogen hatte, nämlich Sansibar. Wer aber jemals die offene Reede von Sansibar gesehen hat und einen, wenn auch flüchtigen Einblick in den dürftigen Sultanspalast und die wenigen, nicht gerade stattlichen Häuser gewonnen hat, die sich am Strande entlang ziehen (Paasche), der wird zugeben,

Askaris

daß die Zeit nicht mehr fern zu sein braucht, in der der Hafen von Sansibar dauernd seine Stellung als Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels verlieren wird.

Wir können von DaresSalam nicht scheiden, ohne seiner als Sitz der Zentral verwaltung der Kolonie zu gedenken.

DaresSalam beherbergt nicht nur die Leitung der Zivilverwaltung und der Justiz, sondern auch die Oberleitung der Schutztruppe. An der Spitze der Kolonie steht zur Zeit als Nachfolger des Grafen von Götzen, der sich nicht nur um die Verwaltung ein reges Verdienst erworben, sondern sich auch als Forschungsreisender bis in das fernste Innere einen guten Namen gemacht hat, Herr von Rechenberg. Dem Gouverneur zur Seite steht der Gouvernementsrat, in dem neben Beamten auch Fachleute aus allen Kreisen vertreten sind.

Das gewaltige Gebiet der Kolonie zerfällt in verschiedene Bezirksämter, zur Zeit sind es 22 Verwaltungsbezirke, nämlich Wilhelmstal, Tanga, Pangani, Bagamoyo, Morogoro, DaresSalam, Rufidji, Kilwa, Lindi, Songea, Langenburg, Udjidji, Mpapua, Kilimatinde, Moschi, Muansa, Tabora, Iringa, Mahenge, und die Residenturen Bukoba, Ruanda und Urundi.

Die letztgenannten Residenturen sind eine sehr empfehlenswerte Einrichtung. Sie bestehen im äußersten Westen und Norden, also in den Gegenden, in denen die eingeborenen Sultane sich erst allmählich der deutschen Kolonialmacht anbequemen sollen. Die Residenten stehen den eingeborenen Herrschern als Berater und Schützer zur Seite; es sind in letzter Zeit nicht allein Offiziere, sondern auch bekannte Forscher und Reisende mit diesem Amte bekleidet worden.

Die Bezirksämter werden zum Teil von kaiserlichen Beamten, zum Teil, besonders im Innern des Landes, als Militärbezirke von den dort stationierten Führern der Schutztruppe verwaltet.

Die Schutztruppe hat sich seit Wissmanns Zeiten außerordentlich vermehrt; sie besteht jetzt aus vierzehn Kompagnien und einer Maschinengewehr-Abteilung, zusammen aus 2528 Mann. Trotzdem ist natürlich diese Truppenmacht für ein so gewaltiges Gebiet wie Ostafrika bei weitem nicht ausreichend, und es verdient uneingeschränkte Bewunderung, daß diese Schar zusammen mit dem farbigen Polizeikorps bisher allen Anforderungen, die man an sie stellen mußte, in vollem Maße gerecht geworden ist. Auch der letzte größere Aufstand von 1905 ist von ihr, wenn auch nicht ohne Mithilfe der Marine, endgültig niedergeschlagen worden.

Die Verwaltung der Kolonie hat große Aufgaben zu erfüllen. Sie hat den Neger, soweit dies überhaupt möglich ist, an eine geordnete, meist eine Ackerbautätigkeit, zu gewöhnen, hat ihn wirtschaftliche Betätigung zu lehren, ihn an die Zahlung von Steuern zu gewöhnen und überhaupt soweit geordnete Zustände zu schaffen, daß als letztes Ziel die Kolonie sich wirtschaftlich unabhängig vom Mutterlande machen kann.

Dazu gehört, daß auch Rechtsverwaltung und Rechtspflege die richtigen Wege einschlagen. So unerläßlich es ist, daß der weiße Kolonist sein Recht in der Kolonie ebenso wie im Mutterlande findet, ebenso notwendig erscheint es, dem Studium des eingeborenen Rechtes ein erhöhtes Interesse zuzuwenden, damit Einrichtungen und Anschauungen der Negerstämme möglichst geschont und mit den deutschen Rechtsanschauungen, wenn auch nur annähernd, in Einklang gebracht werden können.

Der Erziehung der Eingeborenen dienen auch Schule und Mission, die beide in den größeren Orten, auch in DaresSalam, vertreten sind. Daß die Missionen der evangelischen wie der katholischen Kirche, ebenso die englischen Missionen, neben dem Heidentum der Negerstämme besonders den Islam zu bekämpfen hatten, ist bereits anderwärts hervorgehoben. Die Denkschrift an den Reichstag 1907/08 drückt die Schwierigkeiten, die sich den Missionaren auch jetzt noch dauernd entgegenstellen, folgendermaßen aus: „Wenn trotzdem die Mission im allgemeinen erfreuliche und stetige Fortschritte zeigt, so ist es der unermüdlichen Hingabe an den großen Zweck ihrer Bestrebungen zu danken und dem weisen, mäßigenden Einfluß, den die Oberen beider Konfessionen auf ihre mitten im Kampf stehenden und darum leichter zu Übereifer neigenden Untergebenen ausüben. Die Regierung hält es für ihre Pflicht, dies hier uneingeschränkt und dankbar anzuerkennen."

Südlich von DaresSalam befindet sich im Delta des Rufidji als Hafenplatz Mohoro; aber trotz der Bedeutung des Ortes für das Südgebiet ist er als Seehafen aus demselben Grunde untauglich wie viele andere Küstenorte. Hier wirkt noch erschwerend, daß Mohoro garnicht an der See, sondern an einem toten Arm des Rufidji liegt.

Von den Küstenorten des Südens sind nur noch zwei von Bedeutung zu nennen.

Kilwa Kissiwani, d. h. Kilwa auf der Insel, kann schon auf eine lange Vergangenheit zurückblicken. Bereits die Portugiesen und Araber hatten in der geschützten Bucht einen Hafen und einen Ort gegründet, dessen Ruinen zum Teil noch jetzt erhalten sind. Kein Geringerer als der berühmte Portugiese Franzesko d'Almeida baute hier 1505 das Fort Santiago, das später in die Hände der Araber fiel, von ihnen ausgebaut und durch weite Moscheen geschmückt wurde, deren Reste noch heute zu sehen sind.

Der letzte Hafen der Südküste ist Lindi, das zwar viel kleiner ist als DaresSalam oder Tanga, aber mit Eröffnung einer Südbahn, seiner günstigen Lage und seines fruchtbaren Hinterlandes halber einer größeren Zukunft entgegengeht.

Auf den Küstenstreifen, den wir bis jetzt betrachtet haben, folgt das sogenannte Küstenhinterland.

Das südliche Kustenland gliedert sich in mehrere größere Teile, die wir in ihren Hauptlandschaften durchwandern wollen.

Araber

Am weitesten nach Süden liegt das Rowuma-Land, so genannt nach dem großen Flusse, der die Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und der Portugiesischen Kolonie bildet. Der Grenzstrom setzt sich aus zwei Quellflüssen zusammen, von denen nur der eine, Rowuma, auf deutschem Gebiet entspringt. Der zweite Quellfluß aus dem portugiesischen Gebiete ist der Ludjende, der mit größerem Recht dem Gesamtfluß den Namen hätte geben sollen, da dieser zudem beim Zusammenfluß die Richtung des Ludjende und nicht des Rowuma beibehält.

Nachdem der Fluß aus dem Lande Ungoni, das wir noch zu besprechen haben werden, herausgetreten ist, nimmt er in seinem Mittellaufe von deutscher Seite her eine Reihe wasserreicher Zuflüsse auf, so daß er als ein Strom von 70 bis 250 Metern Breite einen recht respektablen Anblick gewährt. Er durchfließt in diesem Mittellaufe eine Parklandschaft mit freien Grasflächen und dichten Wald- und Buschparzellen. Die Schiffahrt wird freilich durch starke Stromschnellen, die sogenannten Sunda schnellen, unterbrochen, und auch nach Aufnahme des größeren Ludjende hat der Strom die felsenreiche Strecke der Upindefälle zu überwinden; erst unterhalb derselben kann er für die Schiffahrt der Eingeborenen in Betracht kommen, während moderne Fahrzeuge außerordentlich flach gehen müßten, um die stets wechselnden Sandbänke des breiten Unterlaufes zu überwinden, der sich schließlich in ein sumpfiges und versandetes Delta ergießt.

Von dem Rowuma wird eine zweite charakteristische Landschaft des Hinterlandes der Küste umzogen, das Makonde Hochland. Es liegt ungefähr auf einer Höhe von 700 Metern und stürzt steil in das Flußtal nach Süden ab. Auf dem Plateau selbst wuchert der berüchtigte Makondebusch, der dem ganzen Gebiet sein charakteristisches

Aussehen verleiht. Die Bevölkerung des Makondebusches ist ein buntes Durcheinander von Stämmen, die nicht ursprünglich hier gesessen zu haben scheinen, sondern in diese natürliche Felsenfestung hineingedrängt worden sind oder sich freiwillig dorthin zurückgezogen haben. Der Grund hierfür scheinen die Raub- und Plünderungszüge der berüchtigten Wangoni gewesen zu sein, die mit ihren kriegerischen Unternehmungen auch über den Rowuma herüber griffen und so auch ursprünglich südlicher wohnende Stämme hierher zusammentrieben. Die Folge davon sehen wir in dem scheuen und zurückhaltenden Wesen der Plateaubewohner, die nunmehr, ohne Rücksicht auf ihre ehemalige Volksangehörigkeit, als „Buschmänner" bezeichnet werden. Sie führen ein abgeschlossenes Dasein und gerade ihre Abgeschlossenheit läßt bei der Küstennähe ihrer Besitze die Eigenart ihrer Sitten und Gebräuche erklärlich erscheinen.

Besonders charakteristisch sind die künstlichen Verunstaltungen, die die Frauen mit sich vornehmen. Weule, der in neuerer Zeit gerade dieses Gebiet genauer durchforscht hat, sagt hierüber folgendes: „Es gibt in Afrika eine ganze Reihe von Zentren vielseitiger und abenteuerlicher Körperverunstaltungen, aber so häufig und nach unseren Begriffen entstellend und scheußlich wie hier im Südosten unseres Schutzgebietes treten sie anderswo kaum auf." Die Schönheit einer Frau wird nach der Größe der in der durchlochten Oberlippe getragenen Lippenscheibe beurteilt. Diese ungeheuerliche Sitte

Das Biologische Institut in Amani

zerstört nach unseren Begriffen nicht nur den ganzen Eindruck des Gesichtes, sondern hindert auch beim Sprechen. Doch damit nicht genug; das Gesicht und der Leib wird mit eigenartigen Tätowierungen und Ziernarben bedeckt, und die Zähne werden spitz gefeilt, sodaß das Gebiß wie das eines Raubtieres aussieht.

Ebenso eigenartige Gebräuche haben sie auf der Jagd, für die sie mit großer Geschicklichkeit Tierfallen herstellen; geschickt zeigen sie sich auch in der Anfertigung von Spiel und Musikinstrumenten.

Es wird noch großer Kunst der Regierung bedürfen, ehe dieses scheue und eigenartige Volk an die deutsche Herrschaft gewöhnt wird.

Durch die weite Ebene der Landschaft Donde wird das eben beschriebene Gebiet von dem übrigen Teile des südlichen Küstenhinterlandes getrennt: es ist das Gebiet des Rufidji.

Der Rufidji ist der größte Fluß unseres Schutzgebietes. Auch er setzt sich aus mehreren großen Quellflüssen zusammen, die sich erst unterhalb der Schugulifälle und der Panganischnellen zu dem Gesamtstrome Rufidji vereinigen. Der Unterlauf ist dann in höherem Grade als der Rowuma für flachgehende Fahrzeuge schiffbar; freilich sind es gerade die ungesundesten Gegenden des Niederlandes, durch welche diese Schiffahrt führt. Nördlich der Panganischnellen beginnt das nördliche Küstenhinterland, aus dessen einzelnen Landschaften wir nur einige hervorheben wollen.

Viel genannt wird seit Eröffnung der Mittellandbahn die Landschaft Ukami, in der sich das Massiv des Uluguru-Gebirges erhebt. Es ist ein gewaltiges Inselgebirge, das in seinem nördlichen Teile von der Bahn durchschnitten werden mußte. Dadurch ist die Station Morogoro zu einer kleinen Stadt herangewachsen und wird sich immer noch weiter entwickeln, wenn die Mittellandbahn weiter nach Westen vorschreitend auch die weiten Länder des Innern in ihren Bereich ziehen wird. Die Landschaft selbst ist für plantagenmäßigen Anbau recht geeignet, und auch der Bergbau geht einer guten Zukunft entgegen. Wir befinden uns hier in Useguha und Ukami, in den Landschaften, die einstmals durch die Expedition von Dr. Karl Peters zum deutschen Schutzgebiet gemacht worden sind, und es zeugt von dem Scharfblicke dieses Gründers von Deutsch-Ostafrika, daß diese von ihm erworbenen Landschaften neben Usambara die meiste Aussicht auf wirtschaftlichen Ertrag bieten.

Über dem Küstenhinterland erhebt sich das von Norden nach Süden gehende Ostafrikanische Randgebirge. Dieses gliedert sich durch die beiden Flüsse Ruaha (Rufidji) und Pangani in drei Abschnitte. Der südlichste wird durch die Landschaften Ungoni und Uhehe gebildet, der mittlere durch Usagara und der nördliche durch Usambara und Pare.

Die Bewohner von Ungoni sind die berüchtigten Wangoni, ein Stamm der Sulu, die, wie erwähnt, einstmals von Süden her in das Njassa Gebiet eingedrungen

und durch ihre Raubzüge sich das Gebiet bis an die große Karawanenstraße nach Tabora untertan gemacht haben. Im Laufe der Zeit wurden jedoch die Wangoni auf ihrem fruchtbaren Hochlande, das vor 1905 als die Kornkammer Deutsch-Ostafrikas bezeichnet werden konnte, zu Ackerbauern, die der deutschen Okkupation einen wesentlichen Widerstand nicht mehr entgegensetzten. Als sich jedoch der Aufstand von 1905 von der Küste aus ins Innere ausbreitete, waren die Wangoni die ersten, die sich ihm anschlossen.

Sie haben diesen Rückfall in ihre alte kriegerische Vergangenheit mit dem Verlust von ungefähr 75000 Menschen zu büßen gehabt. Sie scheinen aber nach dieser blutigen Lehre, die sie erhalten, nun endgültig zur ruhigen Bestellung ihrer Äcker zurückgekehrt zu sein. Ihr Hauptort ist Songea; hier ist auch die deutsche Militärstation. Von hier aus beginnt man in neuerer Zeit die Bebauung des Bodens und die Produktion der Negerkulturen in ertragreichere Bahnen zu lenken, und wenn auch das Wangoniland für europäische Besiedelung durch sein Klima nicht recht geeignet erscheint, so ist doch zu erwarten, daß die Produkte der Negerkultur, von fremden Kulturen auch Baumwolle, in größeren Mengen von dort ausgeführt werden, sobald ein Verbindungsweg mit der Küste durch eine Südbahn geschaffen sein wird.

Nördlich schließt sich das Land der Wahehe an, ein Hochland, das mit seiner Steppenvegetation eine vorzügliche Weide für das Vieh bietet. Die Wahehe sind, ebenso wie die Wangoni, ein Volk mit einer kriegerischen Vergangenheit. Sie haben in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Sultan Mujugumba ein so großes Reich gegründet, daß fast die Hälfte der jetzigen Kolonie unter ihrem Einfluß stand und Handel und Wandel stark darunter litt. Die ersten Versuche der Deutschen, sie zu unterwerfen, schlugen bekanntlich vollkommen fehl. 1891 wurde die Expedition v. Zelewski aufgerieben und der Bestand der deutschen Stationen in Frage gestellt. Erst 1894 gelang es dem Gouverneur v. Schele die Hauptfestung der Wahehe, Iringa, einzunehmen. Doch erst nach dem Tode ihres Sultans Kwawa (1898) begann eine friedliche Entwicklung; nahe der alten Stammesfestung wurde die Militärstation Neu Iringa gegründet, die unter ihrem Befehlshaber v. Prince und seiner Frau, geb. v. Massow, eine so starke kulturelle Einwirkung auf die Wahehe ausübte, daß diese an dem Aufstand von 1905 nicht mehr teilgenommen haben.

Es steht zu hoffen, daß diese friedliche Entwicklung von Dauer ist; dann wird sich der Stamm der Wahehe zu einem nützlichen Gliede der deutschen Kolonie entwickeln können, da er nach seinen Charaktereigenschaften wie nach seinen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten des Handwerks und auch des Kunsthandwerks durchaus einer höheren Entwicklung fähiger erscheint als andere Negerstämme des Inneren.

Zu dem mittleren Teile des Ostafrikanischen Randgebirges gehört die Landschaft Usagara, die, wie wir uns erinnern, zu den Gebieten gehört, die einstmals Karl

Kaufladen eines Inders in Morogoro.

Peters auf seinem ersten Zuge unter die Botmäßigkeit des Deutschen Reiches stellte. Sie ist die erste Landschaft, die der Reisende von Osten her nach Überschreitung der Ulugururberge und nachdem er die Randstufe des Gebirges erstiegen hat, auf der großen Straße nach Tabora erreicht. Hier beginnt die große Hochebene des Innenlandes mit ihren Hochweiden und Grasländern, und vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß dies Land von den Reisenden, die aus den Steppen des Küstenlandes kamen, so besonders gerühmt und wie zum Beispiel von Peters als eine der wunderbarsten Schöpfungen afrikanischer Natur geschildert wird. Die Einwohner von Usagara sind Ackerbauer, stehen jedoch trotz der Küstennähe auf dem Standpunkt alter Negerkultur. Jetzt, wo neben dem großen Karawanenweg nach dem Westen auch die Züge der Zentralbahn das Land durchziehen, wird die Anlage von größeren Betrieben und auch von europäischen Pflanzungen gewiß weitere Fortschritte machen.

Den nördlichsten Teil des afrikanischen Randgebirges nimmt die Landschaft **Usambara mit Pare** ein.

Das Bergland Usambara, das durch die Flußtäler des Sigi und Luengera in zwei große Teile geteilt wird, ist von jeher durch seine klimatischen und Bodeneigenschaften das Lieblingsland für europäische Pflanzungen gewesen. Da man aber in den ersten Zeiten die Beschaffenheit des Bodens und seine Ertragsfähigkeit nicht genau

Reisfelder im Hinterlande von Bagamoyo

kannte, im besonderen die landwirtschaftlich so wichtige Reihenfolge der zu erzielenden Bodenerzeugnisse noch nicht praktisch erprobt hatte, hat die deutsche Regierung in dem Biologisch landwirtschaftlichen Institut Amani und den dazu gehörigen Anlagen und Pflanzungen eine wissenschaftliche Versuchsstation geschaffen. Hier werden wissenschaftliche Versuche aller Art betreffs Bebauung und Bestellung der Felder angestellt, die biologischen Vorbedingungen der zu säenden Pflanzen untersucht und die Resultate dieser Forschungen den in der Praxis stehenden Pflanzern und Plantagenbesitzern zugänglich gemacht, die hierher ihre Sämereien beziehen können.

Der frühere Reichstagspräsident Hermann Paasche schildert uns seinen Eindruck von Amani folgendermaßen: „Amani liegt mit seinen Wohn und Wirtschaftsgebäuden in einer Höhe von etwa 920 Metern, und der etwa fünf bis sechsstündige Weg durch das schöne Bergland führt in mäßigen Steigungen zum größten Teile durch tropischen Urwald von unvergleichlicher Schönheit. . . . Der Urwald war den reichlichen Niederschlägen jenes Gebirgslandes entsprechend von einer ganz ungewöhnlichen Üppigkeit. Selbst der verwöhnteste Tropenreisende muß zugeben, daß die hiesige Waldvegetation von seltener Schönheit und Mannigfaltigkeit ist, die zu schildern kaum möglich erscheint.

Kein Wunder, daß die ersten Ansiedler im Hinblick auf diese jungfräuliche, üppige Vegetation hier ihre Kulturarbeit begannen."

Neben der vorher erwähnten praktischen Tätigkeit des Institutes steht die rein wissenschaftliche. In den großen Laboratorien für Chemiker, Botaniker und Zoologen hat vorübergehend auch Professor Koch gearbeitet, als er zum Studium der Schlafkrankheit und ihres Erregers, der Tsetsefliege, in Ostafrika weilte. Das Studium der Krankheitsursachen der Pflanzen hat hier eine große Ausdehnung gewonnen. Es wird die Schädigung der Kokospalme durch den Nashornkäfer, des Kautschuk durch Fliegenmaden und Rüsselkäfer, der Baumwolle durch den Stammringler studiert und ihre Bekämpfung in Aussicht genommen.

Im Zusammenhang mit dem Institut stehen einige andere Pflanzungen, so die tiefer gelegene Station Mombo und die Kaiserliche Domäne Kwei bei Wilhelmstal, deren Hauptaufgabe freilich eine landwirtschaftliche ist, nämlich die Zucht von Rindern, Kühen, Schweinen und auch Pferden.

Wir können Usambara nicht verlassen, ohne noch des Höhensanatoriums Wugiri zu gedenken, das in den Bergen Westusambaras, von Lienhardt gegründet, Erholungsbedürftigen aus der Kolonie in gesunder Höhenlage Heilung von den Krankheiten gewähren soll, die in den Tropen unvermeidlich sind. Es wurde im Jahre 1908 bereits von 66 Personen mit 984 Verpflegungstagen besucht.

Das Herz unseres Schutzgebietes wird durch das große zentrale Tafelland von Unjamwesi eingenommen. Es ist eine gewaltige Hochfläche, die sich zwischen dem Ostafrikanischen Randgebirge, dem Zentralafrikanischen Hintergebirge im Osten und Westen, den südlichen Randlandschaften des Viktoria Sees im Norden und dem Rukwa-See im Süden erstreckt.

Gleichmäßig im Klima, zeigt es auch eine über dieses gewaltige Gebiet gleichmäßig verteilte Vegetationsform, den sogenannten Steppen- oder Miombowald, der zum Teil von weiten Grasflächen unterbrochen ist. Die Bewohner dieses gewaltigen Landes, das in seiner Nordhälfte ganz besonders stark bevölkert ist, sind die Wanjamwesi, ein großes Volk, das sich durch seine guten Eigenschaften einen gewissen Namen gemacht hat. Zwar wird von ihnen auch Ackerbau getrieben und dazu der Wald gerodet, aber die eigentliche Tätigkeit der Wanjamwesi resultiert aus ihrer althergebrachten merkwürdigen Wanderlust. Sie sind die typischen Träger und Arbeiter. Die Männer ziehen einen großen Teil des Jahres hinab zur Küste oder nach Norden zum Viktoriasee, um sich früher bei den Arabern, jetzt bei den Europäern zu verdingen.

Dies ist nicht wunderbar. Zieht doch die große Karawanenstraße von der Küste nach dem Binnenlande und weiter nach den Seen im Norden und Westen mitten durch ihr Land, ist doch der große Inlandsmarkt, zu dem von allen Himmelsrichtungen die Käufer und Verkäufer zusammenströmen, gerade ihre Hauptstadt, Tabora.

Tabora war einst und ist noch heute das Paradies des Negers. Sitzen die Träger des Abends nach anstrengendem Marsche am Feuer, so erzählen sie sich als Trost für ihre Entbehrungen von den Genüssen, die in Tabora auf sie warten. Nachdem der alte Handelsweg der Araber nach Bagamojo vereinsamt ist, hat die verhältnismäßige Nähe von Muansa am Südrande des Viktoriasees durch die leichte Erreichbarkeit der englischen Ugandabahn für Tabora eine neue Verkehrsmöglichkeit geschaffen, die jedoch in Zukunft durch die deutsche Mittellandbahn, die sich von Kilossa her nähert, abgelöst und hoffentlich ersetzt werden wird. Tabora ist heute schon ein ansehnliches Städtchen geworden, das im Jahre 1908 37000 Einwohner zählte.

Damit sind wir in die Nähe des nördlichen Seegebietes gekommen. Über den Viktoriasee soll anderwärts gesprochen werden. Er gehört nur zur Hälfte zu deutschem Gebiet.

Von den übrigen großen Seen, die zu unserem Schutzgebiet gehören, bedarf der Tanganjika-See einiger erklärender Bemerkungen. Er ist zusammen mit dem Kiwu-See ein Teil des Zentralafrikanischen Grabens. Er ist ungefähr 70 Kilometer breit und macht, von den östlichen hohen Randbergen aus gesehen, einen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer. Die tektonische Gliederung des Sees bringt es mit sich, daß sich an der deutschen Ostküste nur wenige Häfen befinden. Ungefähr in der Mitte derselben liegt die deutsche Station Udjidji.

Der südlichste der großen Seen ist der Njassa, an dem jedoch Deutschland den wenigsten Anteil hat. Er ist besonders im Nordosten von hohen Gebirgen umzogen. Das ganze Njassa Gebiet, seine Tierwelt wie sein Pflanzenreichtum, ist erst in neuerer Zeit durch deutsche Forschungen näher untersucht worden.

Eine besondere Landschaft für sich bildet nach jeder Richtung hin die Gruppe des Kilimandscharo. Es ist noch nicht lange Zeit her, seit man durch die Besteigung von Hans Meyer, 1889, die Überzeugung gewonnen hat, daß wir es bei diesem höchsten Berg deutscher und afrikanischer Erde mit einem gewaltigen Vulkan zu tun haben. Schon seit den Zeiten des Altertums hatte man von einem gewaltigen Berge Kunde gehabt, der unter dem Äquator sein Haupt bis in die Wolken erstreckte, aber erst nach früheren erfolglosen Versuchen in unserer Zeit gelang es Hans Meyer *) zusammen mit Ludwig Purtscheller die mannigfachen Schwierigkeiten einer Erstersteigung zu überwinden.

Der Kilimandscharo erhebt sich aus dem heißen, tropischen Unterland in die kalte polare Hochregion der Gletscher; hierdurch kommt es, daß zahlreiche verschiedene Klimastufen gürtelförmig übereinander liegen und sich zonenartig den Berg hinaufziehen.

Die unterste Stufe ist die Steppenebene der Massai bis zu ungefähr 1000 Metern Höhe, die zweite Klimazone bis etwa 1800 Meter Höhe wird durch das kultivierte

*) Dr. Hans Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten. 1890, dem die folgende Schilderung entnommen ist.

Land der Dschagga eingenommen, das durch seine ausgiebige Regenzeit einen außerordentlich fruchtbaren Eindruck macht. Darüber liegt bis zu ungefähr 3000 Metern Höhe die Zone des Bergurwaldes, über den sich wie ein Gürtel das Wolkendach der Kumuluswolken legt. Über der oberen Urwaldgrenze beginnt das Gebiet der alpinen Grasflur; noch höher, über 4400 Meter, geht die Landschaft in die alpine Wüste über, auf der die beiden Hauptgipfel des Gebirgsstockes, der Kibo und der Mawensi aufsitzen. Damit kommen wir in die Region der ewigen Gletscher.

Diesen Klimazonen entsprechen natürlich Vegetationszonen. Auf die Grassteppe folgt der Mischwald, der durch das Ackerland der Dschagga unterbrochen wird; dann der Nebel- oder Höhenwald und darüber die alpine Grasflur, die in die Krummholzformation und weiter oben in die alpine Wüste übergeht.

Hans Meyer schildert uns den Eindruck, den dieser gewaltige Bergriese bei der Besteigung der Eishaube des Kibo auf ihn am Morgen des 3. Oktober 1889 gemacht hat, folgendermaßen: „Immer noch dehnte sich die Wand unabsehbar, und der oberste Eisgrad wollte nicht näher kommen. Vorwärts, rief ich zur Selbstaneiferung aus, der Berg muß doch einmal ein Ende haben. Endlich gegen 2 Uhr näherten wir uns dem höchsten Rand. Noch ein halbes Hundert mühevoller Schritte in äußerst gespannter Erwartung, da tat sich vor uns die Erde auf, das Geheimnis des Kibo

Mukondotwatal mit Damm der Zentral-Eisenbahn

lag entschleiert vor uns: Den ganzen oberen Kibo einnehmend, öffnete sich in jähen Abstürzen ein riesiger Krater."

Freilich mußten die Ersteiger bei diesem ersten Male sich mit der großen und wichtigen Bestätigung der vulkanischen Natur des Berges zufrieden geben. „Bei einem zweiten Versuche am 5. Oktober war uns, so erzählt Meyer, der eisgebietende Geist des Berges gnädig." Er und sein Gefährte erreichten den höchsten Gipfel des Kibo und tauften ihn Kaiser-Wilhelm-Spitze (6010 Meter).

Den Gipfelstein des Kibo nahm Meyer im Rucksack mit sich und überreichte ihn nach seiner Rückkehr dem Deutschen Kaiser; der höchste deutsche Fels ruht seitdem auf dem Schreibtisch des höchsten Deutschen.

Ebenfalls ein selbständiges Gebiet ist der Meru, ungefähr 70 Kilometer südwestlich vom Kilimandscharo. Der Meru ist als Vulkan noch nicht als erloschen zu betrachten. Doch liegen Beobachtungen über Eruptionen seitens der Umwohner nicht vor. An seinem Fuße sind mehrfach Versuche mit weißen Siedlern gemacht worden, zuletzt haben die deutschen Ansiedler durch Fleiß und Zähigkeit die mißglückten Anstrengungen der Buren und Russen übertroffen. Die Gegend geht einer steigenden Entwicklung entgegen, wenn erst die Eisenbahn über Usambara hinausgeführt und den Meru südlich oder nördlich umgehen wird.

Das zweite große Vulkanland der Kolonie, die Kirunga-Vulkane, führen uns in das sogenannte Zwischenseengebiet, d. h. in die westlichen Randlandschaften zwischen dem Viktoriasee und der großen Senke des Zentralafrikanischen Grabens, in welchem auf deutschem Gebiete der Kiwu und der Tanganjikasee eingebettet liegt.

Die Kirunga Vulkane, die in letzter Zeit von Forschern mehrfach besucht und in ihrer Tätigkeit beobachtet worden sind, liegen an der Nordwestecke des sagenhaften Landes Ruanda. Sie zerfallen in mehrere Gruppen, deren westliche 1894 zuerst von dem Grafen v. Götzen und seinen Begleitern entdeckt und bestiegen worden sind (Niragongo). In neuester Zeit ist der sich nordwestlich davon erhebende Namlagira, der größte Krater der Kirunga Vulkane, 1907 von dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg bestiegen und beobachtet worden.

Die Landschaft Ruanda gehört zu den eigenartigsten Teilen unserer Kolonie. Ihre klimatische Gliederung, die sich einerseits durch die Nähe des Viktoriasees, andererseits durch die große Höhenlage besonders gestaltet, macht die ganze Landschaft zu einem fruchtbaren Hochweideland mit Hochgebirgsvegetation und auch Hochgebirgsfauna. Auch die Bewohner des Landes zeigen einen besonderen Charakter. Wir hatten bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß hier über einer alteingesessenen Bantubevölkerung später von Norden eingewanderte hamitische Schichten erkennbar sind, die als herrschende Adelskaste zwar Sprache und Sitten der unterworfenen Bantu angenommen haben, aber sich ethnologisch auch heute noch deutlich von ihnen

unterscheiden. Hier leben die längsten Menschen der Erde. Und wenn auch die enthusiastischen Schilderungen der ersten Besucher des Landes vielleicht nicht ganz stichzuhalten vermögen, so stimmen doch die neueren Forscher, Graf v. Götzen, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg und Kandt, darin überein, daß das selbstsichere und reckenhafte Auftreten des hamitischen Herrenvolkes der Wahuma und Watussi einen Eindruck hervorruft.

Flußlandschaft in Westusambara.

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß wir daneben in diesen Gegenden eine kleinwüchsige Rasse, die Batwa, finden, die vielleicht mit den Hottentotten auf eine Stufe zu stellen sind und Reste einer Urbevölkerung darstellen, die jetzt in die Wälder und die unwegsamen Vulkangebiete zurückgedrängt, ein verachtetes Dasein als Jäger, im Gegensatz zu den stolzen Viehzüchtern von Ruanda, führen.

Was wir von den Forschern und Reisenden über Ruanda, das unter den Landschaften des Zwischenseengebietes Karagwe, Mpororo, Urundi, am wichtigsten erscheint, zu hören bekommen, grenzt an ein Märchen.

So berichtet Kandt von seinem Einzug in die Königsburg von Ruanda: „Rechts und links die Tausende von dicht gedrängten, kauernden, reglosen, schwarzen Massen. Wie in tiefen Schlaf versenkt sitzen sie da; kein Arm bewegt sich, nur durch den Wald von Lanzen geht von Zeit zu Zeit ein leichtes Zittern wie ein kurzer Windstoß, der über ein stilles Wasser fährt, und kein Laut unterbricht die dumpfe

Kibo

Stille des Mittags, der schwer und heiß auf der Landstraße brütet, als das Klappern der Hufe meines weißen Hengstes auf dem trocknen Boden".

So zog der deutsche Forscher mit wenigen Begleitern zur Audienz vor dem Könige von Ruanda, mußte freilich nachher zugeben, daß ihm der wahre König nicht gezeigt worden war. Er sah ihn erst einige Zeit später, als er sich durch seine Reisen in Ruanda das Zutrauen der Bevölkerung erworben hatte. Auch Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der 1908 das Land durchzog, besuchte den damaligen König Mšinga.

Die Eigenart des Landes, das vielleicht noch eine große Zukunft hat, wird, wie bereits bemerkt, auch von der Deutschen Regierung respektiert: Ruanda hat eine sogenannte Residentur, d. h. der eingeborene Sultan hat einen Regierungsbeamten als Ratgeber und Schützer zur Seite, der es als seine besondere Aufgabe anzusehen hat, das Land und seine Bewohner schonend an die deutsche Herrschaft zu gewöhnen. Eigenartig ist endlich auch die innere Verwaltung; nicht die Dorfgemeinde bildet die Verwaltungseinheit, sondern der Gestaltung des Landes entsprechend, ähnlich wie bei den Wadschagga am Kilimandscharo, der von einem Stamme oder einer Abteilung eines solchen bewohnte Abschnitt eines Berges oder Tales.

Oft genannt wurde das Zwischenseengebiet bei den Forschungen über die Nilquelle, bei denen sich, neben anderen berühmten Reisenden, in letzter Zeit besonders Richard Kandt einen Namen gemacht hat. Zwar kann er als Entdecker der Nilquelle nicht angesprochen werden; denn J. H. Speke hat bereits längst den Viktoriasee als den Ursprung des Nils festgelegt; er hat jedoch sicher neben Baumann u. a. die Bedeutung, den wichtigsten Zufluß des Sees, den Kagera, genau erforscht und dessen Quellflüsse bis an ihren Ursprung verfolgt gehabt. Er gelangte trotz großer Schwierigkeiten zu dem Vereinigungspunkt der beiden Arme des Kagera und verfolgte nicht, wie der österreichische Reisende Baumann den Ruwuwu, sondern vielmehr den wasserreicheren Arm des Kagera, den Njawarongo, nach dem Vorgang des Grafen v. Götzen und des Hauptmanns Ramsay. Nach mühevollem Marsche gelangte er an dessen größten Nebenfluß, den Akanjaru, in dessen Quelle er die Quelle des Nils gefunden zu haben glaubt.

Ist dies vielleicht auch, wie oben angedeutet, zu viel gesagt, so entbehrt doch mindestens die genaue Erforschung der Kagera-Quelle als Zufluß des Viktoria-Sees nicht einer gewissen Bedeutung und die berühmte Meldung J. H. Spekes an die Londoner Geographische Gesellschaft darf nun als feststehend angenommen werden: the Nile is settled.

Die hamitischen Watussi, die wir in Ruanda als Herrscher über die Bantustämme fanden, haben im Nordosten ein Gegenstück in den Massai. Auch sie sollen nach den neuesten Forschungen hamitischen Ursprungs sein, vielleicht mehr oder weniger stark mit Nilnegern vermischt.

Die Massai sind ein Hirtenvolk, das sich, von Norden vorstoßend, zwischen die Bantu in das weite Plateauland östlich des Viktoriasees einschob. Dieses Hochland, das sich klimatisch und geographisch von dem übrigen zentralen Hochland unterscheidet, gehört zu dem sogenannten abflußlosen Binnenlandsgebiet des Nordens und gliedert sich in zwei stark getrennte Hälften. Das Ost Massailand, gewöhnlich die Massaisteppe genannt, erstreckt sich von dem Oberlaufe des Pangani bis an den Großen Ostafrikanischen Graben, der durch eine Verbindungslinie vom Natron-See zu dem

sogenannten Manjara-See bezeichnet wird. Meyer nennt diese Gegend einen der ödesten Landstriche in ganz Deutsch Ostafrika. Der größte Teil dieser Ost-Massaisteppe ist für Viehzucht und Viehweide ungeeignet und daher zurzeit auch ganz unbewohnt. Er wurde früher von den Massai mit ihren Herden durchzogen, die in West-Massailand ihr Hauptgebiet hatten, das sich von dem Hochplateau von Iraku über den Ejassi-See nach Norden zog. Hier finden sich die Hochweidegebiete des eigentlichen Massai-Hochlandes, hier hatten die von Norden eingedrungenen Massai bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein ihre Herrschaft aufgerichtet und sich die umwohnenden Völker teils unterworfen, teils sie so in Schrecken gesetzt, daß sich bei Beginn der deutschen Besetzung kaum Träger fanden, die es wagten, sich einer Expedition durch diese Gebiete anzuschließen.

Über die Massai liegt neuerdings eine ausführliche Monographie des Hauptmanns Merker vor, der lange unter ihnen geweilt und ihre Eigenart erkannt hat.

Merker berichtet nach seinen Erkundungen, daß die Massai in drei Gruppen nacheinander nach Süden zogen; es sind dies die Asa oder Wanderobbo, die jetzt zu Steppenjägern herabgesunken sind und noch bis vor kurzem durch ihre vergifteten Pfeile den eindringenden Europäern gefährlich wurden. Die zweite Gruppe sind die Wakuafi, die als friedliche Ackerbauer ihr Leben fristen. Die dritte und größte Gruppe bildet die eigentlichen Massai, nomadische Viehzüchter und Viehräuber, einstmals der Schrecken ihrer Stammesgenossen und der umwohnenden Völker. Sie scheinen freilich nicht, wie Merker zu beweisen versucht, semitischen Ursprungs zu sein, noch viel weniger sind sie als Reste einer ostafrikanischen Urbevölkerung anzusehen, sie sind vielmehr, wie oben bereits hervorgehoben, ein hamitisches Nomadenvolk, das auf seinen Streifzügen nilotische Einflüsse aufgenommen hat.

Auf der Viehzucht beruhte einst das ganze Leben der Massai. Als Viehzüchter kleiden sie sich in Leder, die Frauen winden sich dicken Eisendraht zu tellerartigen Kragen um den Hals, Arm und Unterschenkel, ein Schmuck, der auch während der Arbeit nicht abgelegt werden kann. Sie wohnen in eigenartigen Hütten, die sich zu einem Kraale zusammenschließen. Ihre Hütten haben die Form eines Bienenkorbes und sind kaum mannshoch; um ihnen größere Haltbarkeit zu verleihen, bewerfen sie sie mit Rindermist. Die Hütte und der Kraal bilden den Mittelpunkt des Stammes und Familienlebens. In dem Kraal nächtigt das Vieh, Rinder, Ziegen, Schafe und Esel, und in der Hütte wird oftmals das Jungvieh eingesperrt, so daß dort drinnen Mensch und Vieh gemeinsam zu leben gezwungen sind.

Die Glanzzeit der Massai nahm nach der Mitte der achtziger Jahre ein schnelles Ende. Mehr noch als der Kampf mit den eindringenden Europäern schädigte sie die anfangs der neunziger Jahre in ganz Ostafrika wütende Rinderpest. Sie verloren ihre Herden und damit jede Daseinsmöglichkeit. Die wenigen Reste der Stämme

Massaiweiber vor ihren Hütten.

zogen sich auf englisches Gebiet nach Norden zurück, wo auf dem großen Zuge nach Süden einstmals Stammesgruppen ihres Volkes Wohnsitze genommen hatten. Erst in allerneuester Zeit hört man von dem Beginn einer Rückwanderung der Massai. Ob sich dies bestätigen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird die deutsche Regierung ihr ganzes Augenmerk darauf richten müssen, daß nicht wieder innerhalb der Grenzen der Kolonie ein Massaireich entsteht, das bei dem ausgesprochenen Nationalstolz und den kriegerischen Eigenschaften des Volkes immer ein gegen Deutschland gerichtetes sein wird. Die Massai selbst glauben fest an eine große Zukunft ihres Volkes; Merker berichtet uns eine Prophezeiung ihres Oberpriesters mit folgendem Wortlaut: „Es werden Seuchen die Herden zerstören, Bürgerkriege die Reihen der Krieger lichten, dann wird ein weißer Vogel von der Küste herkommen, sich in unserem Lande einnisten und uns an den Rand des Unterganges bringen. Aber nach dieser Prüfungszeit wird das Massaivolk sich zu neuer Blüte und zu alter Macht entfalten."

Was in Amani im kleinen und als Versuch erzeugt wird, das sollen im großen die Plantagen, Pflanzungen und Unternehmungen der deutschen Farmer und Viehzüchter zu lohnendem Ertrage bringen. Neben dieser Produktion durch die Europäer stehen die Erzeugnisse der Eingeborenen, die sich besonders in neuerer

Landschaft aus der Massasteppe.

Zeit der Erfahrungen und der Mittel der europäischen Farmer bedienen und über den früheren Raub- und Hackbau hinaus zu wachsen beginnen.

Die größte Bedeutung für die Ausfuhr hat die Erzeugung von Sisalhanf. Noch ist es nicht lange her, daß eine nennenswerte Menge von Agavenhanf ausgeführt ist (1901 204 Tonnen), doch hat sich die Kultur der Agaven so günstig gestaltet, daß im Jahre 1909 ungefähr 5000 Tonnen erzeugt worden sind und sich die Produktion in den folgenden Jahren sicher noch steigern wird. Es ist zu wünschen, daß der in Deutsch-Ostafrika erzeugte Sisalhanf noch vielmehr, als es zur Zeit geschieht, für die Anfertigung von Tauen, Seilen, Flechtwerk aller Art benutzt wird.

An zweiter Stelle steht für Ostafrika die Erzeugung von Baumwolle. Es ist bekannt, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika die größte Produktion an Baumwolle haben, neben der Ägypten und Asien kaum in Betracht kommen. Sie beherrschen infolgedessen mit ihren Preisen den Weltmarkt. Deutsch-Ostafrika wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, neben den angeführten Ländern dazu berufen sein, Baumwolle in größerer Menge zu erzeugen und auszuführen. Es haben sich bei Sadani und Kilwa, also im Süden wie im Norden der Kolonie, größere Unternehmungen mit der Erzeugung von Baumwolle befaßt und auch nachgewiesenermaßen

eine hervorragende Qualität auf den Markt gebracht. Es ist anzunehmen, daß auch andere Gebiete der Kolonie, so die große Strecke längs der Mittellandbahn, dem Baumwollenbau sich als günstig erweisen werden. Auch die Eingeborenen haben sich der Baumwollkultur angenommen, freilich werden sie ja nur in beschränktem Maße produzieren können; Aussicht auf Erfolg wird immer nur der Großbetrieb haben, der sich der modernen Arbeitsweise und ihrer Maschinen bedient.

Einen großen Aufschwung hat in den letzten Jahren die Erzeugung von Kautschuk gemacht. Kautschuk wurde vor dem Eindringen der Europäer von den Eingeborenen gesammelt, die aber nach ihrer Art hier wie auch in West Afrika einen wilden Raubbau betrieben. Nach mannigfachen Versuchen, die erst um die Wende des Jahrhunderts einen gewissen Erfolg erzielten, hat man in der Spielart „Manihot Glaziovii" den Kautschukbaum erkannt, der für das Gewinnen des Kautschuks am ergiebigsten zu sein scheint; doch sind die Versuche darüber wohl noch nicht abgeschlossen. Die leichte Arbeit der Kautschukgewinnung — der Arbeiter geht mit einem Messer von Baum zu Baum, schneidet ihn an und läßt den Saft herauslaufen, gerinnen und wickelt die Fäden zusammen — bringt für die Kautschukplantagen auch die Neger zum Arbeiten, die die schwere Arbeit bei der Hanfgewinnung scheuen. Die Kautschukproduktion könnte freilich daher auch als Eingeborenenkultur betrieben werden, wenn dem nicht andere Gründe gegenüberständen. Jedenfalls ist augenblicklich bei dem großen Verbrauch von Kautschuk auf dem Weltmarkt auch für Ostafrika von der Anlage von Kautschukplantagen Erfolg zu erwarten.

Eine geringere Bedeutung hat der Anbau von Kokospalmen. Wenn auch von der Kokospalme Stamm und Frucht ebenso wie der Palmwedel zu Ausfuhrzwecken benutzt werden kann, so liegt die Hauptbedeutung der Kokospalme in der Verwertung des Nußkernes, der Kopra. Er wird bekanntlich zu Speisefett, Seife und zur Kerzenfabrikation verwandt. Die Schwierigkeit des Anbaues der Kokospalme in größerem Maßstabe hat bisher die Unternehmer von ausgedehnten Pflanzungen abgehalten, trotzdem der Baum an sich auf mindestens 60 Jahre hinaus Ernten gewährt.

In der ersten Zeit der Deutschen Kolonisationstätigkeit setzte man alle Hoffnung auf den Kaffeebau. Besonders wurden in den Plantagen von Usambara weite Kaffeepflanzungen angelegt, die den besten Erfolg versprachen. Diese Hoffnung hat sich nicht bewahrheitet, jedoch darf man nicht verkennen, daß der Verbrauch von Usambara-Kaffee auch heute noch eine nicht unbedeutende Höhe einhält. Vielleicht werden bessere Pflanzungs- und besonders geeignetere Düngungsmethoden dem Kaffeebau einst günstigere Erfolge erschließen.

Neben diesen größeren Kulturen hat der Anbau von Zuckerrohr, Vanille, Kampfer, Chinarinde und merkwürdigerweise auch Reis geringere Bedeutung, ist sogar zurzeit zum Teil gänzlich aufgegeben worden.

Der Abbau von mineralischen Erzeugnissen, neben Kupfer-Erzen und Blei besonders Glimmer, steht noch in den Anfängen.

Die Produktion der Eingeborenen, die wir schon vorher kurz zu erwähnen Gelegenheit hatten, läßt sich in zwei Teile teilen; sie besteht erstens in der Ausführung derjenigen Produkte, die von wild vorkommenden Pflanzen und Tieren herrühren, und zweitens aus denjenigen Produkten, die von ihnen in Kulturen erzeugt werden.

Auf einer freien Sammeltätigkeit beruht die Produktion des Kautschuks. Und zwar ist gerade auf diesem Gebiete ein starker Raubbau der Eingeborenen, der bei der Kautschukgewinnung von ihnen getrieben wird. Die Bäume werden durch die Neger skrupellos angeschnitten und angezapft, ohne daß sie sich darum kümmern, ob im nächsten Jahre die Pflanze nochmals für ihre Zwecke benutzt werden kann. Von einer Wiederpflanzung beschädigter oder eingegangener Kautschukbäume ist bei ihnen kaum die Rede. Man kann erwarten, daß der Raubbau der Eingeborenen, trotzdem durch die verbesserten Verkehrswege die Ausfuhr garnicht unbedeutend genannt werden kann, allmählich aufhört und an seine Stelle der rationelle Plantagenbau der europäischen Kautschukkulturen treten wird.

Das eigentliche Ausfuhrprodukt der Neger war von jeher das Elfenbein. Seit jedoch die Jagd auf die Elefanten durch Jagdbestimmungen erschwert worden ist, weil gerade diese großen Tiere ein besonderes Zielobjekt für die Jäger jeder Farbe und jedes Standes geworden waren, geht der Elfenbeinhandel langsam, aber stetig rückwärts.

Aus einer freien Sammeltätigkeit der Eingeborenen rührt das Insektenwachs her, dessen Ausfuhr und Produktion sich dauernd zu erhöhen scheinen.

Die eigene landwirtschaftliche Produktion der Eingeborenen steht augenblicklich unter dem Zeichen einer gewaltigen Veränderung.

Die Denkschrift an den Reichstag (II. Session 1909/1910) sagt darüber: „Im größten Teil von Deutsch Ostafrika beruht das Leben der Eingeborenen ähnlich wie das wirtschaftliche Leben in Europa während des frühen Mittelalters auf der Einzelwirtschaft, bei welcher sämtliche Bedürfnisse der Familie durch von ihr selbst gewonnene oder verfertigte Erzeugnisse gedeckt werden. Dies bezieht sich nicht allein auf die Ernährung und Unterbringung, sondern auch sehr häufig auf die Bekleidung und auf die Anfertigung der nötigen Geräte. Eine Ausnahme bilden nur die eisernen Werkzeuge. . . . Der Neger muß also zunächst seine Schamba bewirtschaften; er legt im allgemeinen eine etwas größere Schamba an, als er für seinen und seiner Angehörigen Bedarf braucht. . . . Der Neger kann aber keine allzu große Fläche unter Kultur nehmen, denn er wüßte den zu großen Überschuß nicht zu verwerten. . . .

Mit dem Fortschreiten der großen Verkehrsmittel beginnt hierin eine Veränderung einzutreten. Von allen Bezirken, die von der Bahn durchschnitten werden, wird berichtet, daß die Eingeborenen ihre Schamben sehr erheblich vergrößern, weil sie

guten Absatz für ihre Feldfrüchte finden. Dieselbe Erscheinung tritt auch in der Nähe der Plantagen zutage. . . . Nur darf man nicht erwarten, daß eine wirtschaftliche Veränderung, welche das Leben eines Volkes auf ganz anderer Grundlage, der Arbeitsteilung an Stelle der bisherigen Einzelwirtschaft, aufbaut, auf einmal oder gar noch früher eintritt als ihre Vorbedingungen. Die Vorbedingungen aber sind die Verkehrswege. Nur wo dieselben in der Art eingerichtet sind, daß sie den Austausch der verschiedenartigen Erzeugnisse gestatten, kann die vorerwähnte Veränderung eintreten. Bis zu diesem Zeitpunkt muß die Einzelwirtschaft die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens der Eingeborenen bleiben, denn nur sie allein sichert zurzeit dem Eingeborenen im Innern seine Existenz."

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß überall da, wo Bahnwege in der Nähe sind, und zwar nicht nur die beiden Stränge der deutschen Kolonialbahnen, sondern auch die englische Ugandabahn, die Ausfuhr von Eingeborenen-Produkten einen beträchtlichen Umfang und voraussichtlich auch eine gewisse Steigerung erfährt. Es sind

Lichtung im Urwald am Kilimandscharo

Fischer am Victoriasee

neben dem Getreide besonders Mais, Negerhirse, Hülsenfrüchte, Sesam und Kopra, weniger Reis, die produziert und ausgeführt werden. Neben den Gebieten längs der Eisenbahnen sind es dann die küstennahen Gebiete, die für eine größere Ausfuhr in Betracht kommen, da für sie die Trägerlöhne nicht so hoch sind, als wenn ein Transport aus dem Innern nötig wäre.

Neben diesen Produkten scheint die nicht einheimische Kultur der Baumwolle auch von den Eingeborenen mehr und mehr beachtet zu werden.

Eine ganz besondere Wichtigkeit und eine aussichtsreiche Zukunft hat die Viehzucht der westlichen Gebiete, deren Hochweideländer wir an anderer Stelle betrachtet haben. Während die Viehzucht der Massai, wie ebenfalls schon bemerkt, zurzeit durch äußere Hinderungsgründe, besonders die Rinderpest und andere Viehkrankheiten, gänzlich darniederliegt, geht die Viehzucht des Zwischenseengebietes augenscheinlich einer großen Zukunft entgegen und wird auch zu einer ertragreichen Ausfuhr führen, aber auch hier nur, wenn die Verkehrswege und Transportmöglichkeiten sich so gestalten, daß die von der Rinderpest verseuchten Gegenden nicht mit den gesunden Tieren durchzogen zu werden brauchen.

Ausfuhr und Einfuhr wird sich also in Deutsch Ostafrika ganz bedeutend heben, wenn die Eisenbahnbauten einen schnellen und dauernden Fortgang nehmen.

Auf die Notwendigkeit kolonialer Eisenbahnen hat der frühere Staatssekretär Dernburg mehrfach hingewiesen; er bezeichnet es als sonderbar, daß Deutschland, das dreißig Jahre lang das Beispiel eines gewaltigen Industrieaufschwungs gegeben hat, sich zu schwer zu der Überzeugung versteht, daß ausgiebige Eisenbahnbauten zu den wesentlichsten Bedingungen für die Verwertung afrikanischer Kolonien gehören. Es ist beschämend zuzugestehen, daß im Jahre 1905 in sämtlichen afrikanischen Kolonien Deutschlands Eisenbahnen nur in der Länge von 57 Kilometern gebaut waren. Das hat sich seitdem geändert. Besonders hat sich die öffentliche Meinung für Deutsch-Ostafrika dahin geklärt, daß nur durch ein ausgiebiges Eisenbahnnetz die Mitte wie der Norden der Kolonie gegenüber der benachbarten englischen Konkurrenz wirtschaftlich bestehen könnte. Denn es droht die dringende Gefahr, daß der nicht unbeträchtliche und dauernd steigende Ausfuhrhandel aus dem Westen der Kolonie und neuerdings aus dem nunmehr dem Verkehr sich erschließenden Zwischenseengebiet dauernd über die englische Ugandabahn abgelenkt wird, die vom Viktoriasee in gerader Linie zur Küste geführt ist.

Dieser Gefahr soll der Bau dreier deutscher Eisenbahnen entgegenarbeiten.

Die bekannteste unter ihnen ist die sogenannte Usambarabahn, die von Tanga aus das Bergland von Usambara umzieht und seit ihrer Eröffnung 1896 nach den amtlichen Denkschriften in jedem Jahre einen erfreulichen Fortschritt der Frequenz aufweist. Die Betriebseinnahmen betrugen 1904 169118 Mark gegen 1907 303069 Mark. Wie sehr man die Wichtigkeit dieser Bahn anerkennt, die das fruchtbare, von Plantagen und Pflanzungen erfüllte Bergland von Usambara dem modernen Verkehr erschließt, zeigt der Umstand, daß man mit allen Mitteln danach strebt, die Bahn über den augenblicklichen Endpunkt Tanda (200 Kilometer) bis an den Kilimandscharo heranzuführen. Der Weiterbau ist 1910 bis Aruscha bereits bewilligt.

Hat aber erst einmal die Bahn das Gebiet des Kilimandscharo erreicht, so wird eine spätere Zeit an der Fortführung und Durchführung der Bahn bis zum Viktoriasee nicht vorübergehen dürfen; denn erst dadurch würde mit der bei weitem kürzeren Bahnstrecke eine wirksame Konkurrenz gegen die englische Ugandabahn geschaffen werden.

Der Bau der 1904 vom Reichstage bewilligten sogenannten Zentralbahn von DaresSalam bis Morogoro (225 Kilometer) ist 1904 begonnen, die Strecke 1907 dem Betrieb übergeben worden. Auch hier will man sich mit dieser gewiß wichtigen, aber nicht weit genug in das Hinterland hineinführenden Bahn nicht begnügen, sondern es ist bereits die Fortführung um 700 Kilometer, bis nach Tabora, dem großen Innenlandsmarkte der Mitte der Kolonie, bewilligt und in Angriff genommen worden; 1911 bereits soll Tabora erreicht werden. Hatte der Bahnbau in seinem ersten Teile mit großen Schwierigkeiten des Geländes beim Übergang aus der Küstenzone in die Steppenregion der Hochebene zu kämpfen gehabt, so geht er jetzt glatter vorwärts

und verspricht nach Fertigstellung ganz außerordentliche Erfolge. Ist doch, wie wir schon gesehen haben, der Markt von Tabora ein durch jahrhundertelange Tradition geheiligter Mittelpunkt der Karawanenzüge aus dem fernen Westen, und wenn es einst gelingen sollte, die Bahn über Tabora hinaus bis nach Udjidji am Tanganjika See fortzuführen, dann wird der großartige Verkehr, der sich jetzt leider nach Norden abschwenkend nach Muansa und Schirati gewöhnt, gewiß den schnelleren und kürzeren Bahnweg über Tabora nach DaresSalam einschlagen und damit die alte Richtung der ehemaligen Karawanenstraße nach der Küste wieder einhalten. Damit hängt es zusammen, daß sich in Tabora vielleicht die Bahn teilen wird und ihrerseits einen Strang nach Norden, nach Muansa und Schirati, entsenden und so den Anschluß an die Nordbahn erreichen kann. Weitere Bahnprojekte, wie etwa eine Strecke von Kilossa nach Süden zum Nordende des Njassa-Sees oder nach Neulangenburg, liegen noch in weiter Ferne.

Ebenfalls auf dem Papier steht die von dem Süden der Kolonie heiß erstrebte sogenannte Südbahn, die von dem vortrefflichen Hafen an der Südküste Kilwa-Kissiwani gerade nach Westen streichend bei Widhafen den Njassa See erreichen und eine Verbindung zwischen den besiedelungsfähigen Bergländern und der Küste herstellen soll. Diese Bahn wäre nicht nur vom militärischen Standpunkte von großer Bedeutung, sondern sie würde ähnlich der Nordbahn die Aufgabe haben, den nicht unbeträchtlichen Handel aus den Njassaländern, der jetzt über portugiesisches oder englisches Gebiet geht, auf deutsche Bahnen zu lenken. Ja diese deutsche Südbahn würde vielleicht den Handel des ganzen gewaltigen Hinterlandes (Kongostaat, Rhodesia, Mozambik) auf ihren Schienenweg leiten können, wenn nicht die Engländer, gerade wie im Norden so auch hier im Süden, den deutschen Absichten durch die endgültige Fertigstellung der im Jahre 1902 begonnenen Schirebahn zuvorkommen, die über Blantyre das Fort Johnston am Njassa-See erreichen soll.

Es ist ein weit ausgedehntes Eisenbahnnetz, das für die Kolonie Deutsch Ostafrika in Aussicht genommen werden muß, wenn ein wirklicher und dauernder Erfolg aus den recht bedeutenden Anlagekosten erwachsen soll.

Ein weiteres Erfordernis aufstrebender kolonialer Betätigung ist eine regelmäßige und häufige Verbindung mit dem Mutterlande.

Auch hier ist eine dauernde Aufwärtsbewegung zu konstatieren.

Bis zum Jahre 1890 war die Verbindung von DaresSalam und Tanga nach Norden nur mit englischen Schiffen, nach dem damals beherrschenden Hafen von Sansibar auch mit den Dampfern des Sultans oder mit Segelschiffen möglich. Erst das Jahr 1890 schaffte hierin energisch Wandel. Die Deutsche Ostafrika Linie brachte eine vierwöchentliche Verbindung zwischen den Häfen der Kolonie und dem Mutterlande. Diese Verbindungen sind im Laufe der Zeit immer mehr ausgebaut

Neger bearbeiten Baumrinden zur Bastgewinnung.

und in den letzten Jahren durch Vereinbarung der großen Schiffahrtsgesellschaften zu Hamburg und Bremen in regelmäßige Bahnen gelenkt worden. Die deutsche Ostafrika-Linie unterhält gemeinsam mit der Woermann-Linie und der Hamburg-Amerika-Linie eine regelmäßige dreiwöchige Post- und Passagierdampfer-Verbindung und zwar rund um Afrika; die Schiffe teilen sich in eine Gruppe der östlichen und der westlichen Rundfahrt.

Es ist eine Freude, zu beobachten, wie der Frachtverkehr nach den Kolonien im Aufschwung begriffen ist. Die Dampfer legen nach ihrer Abfahrt aus Hamburg zuerst in Antwerpen oder Rotterdam mehrere Tage an, um die Waren aufzunehmen, die entweder auf dem Wasserwege den Rhein abwärts oder mit der Bahn hierher geschafft werden. Aber auch die portugiesischen und englischen Häfen stellen eine erhebliche Anzahl von Aufträgen für den Frachtverkehr.

Wollen wir unsere Kolonie in Wahrheit zu unserm Eigentum machen, so gehört aber schließlich noch ein letztes dazu. Das ist nicht nur das Eindringen in das Land, die Schaffung bequemer Transport- und Verkehrsmöglichkeiten in und nach demselben,

sondern auch das Durchdringen des Volkes, die Schaffung von höheren Kulturmöglichkeiten unter den Eingeborenen.

Hierzu dienen Schule und Mission. Über die Anlage von Schulen für Europäer an verschiedenen Orten ist bereits bei der Besprechung der einzelnen Landschaften berichtet worden. Dazu kommen die Regierungsschulen für Farbige, deren ausgebildete Schüler als Lehrgehilfen, Steuerschreiber, Bureaubeamte und Handlungsgehilfen bald gutbezahlte Stellungen finden, sodaß der Zudrang zu diesen Schulen mit jedem Jahre größer wird.

Die Belehrung der Jugend im eigentlichen Sinne und die Führung zu einer höheren, christlichen Kultur hat sich die Mission zur Aufgabe gestellt. Die an die Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete an den Reichstag angeschlossenen Missionsberichte der evangelischen und katholischen Missionen geben hochinteressante Aufschlüsse über die Entwicklung dieser Kultivierung der Eingeborenen und über das Eindringen höherer Kultur in die Kreise der Heiden.

Durch die Missionsberichte zieht aber wie ein roter Faden die Klage über das rührige Vordringen der mohammedanischen Propaganda.

Welche Gefahr der Islam für die deutsche Regierung und Kolonisation unleugbar bietet, mag folgende Bemerkung aus dem Missionsbericht der evangelischen Missionsgesellschaft (1908/09, Seite 11) zeigen, die den Beschluß dieser Betrachtung bilden

soll: „Welche Mittel die Araber, die Hauptträger und Verbreiter des Islam, anwenden, um die Bevölkerung an sich zu fesseln, zeigt folgender Vorgang. Wir haben bei Gombero einen dichten Busch gekauft mit der Absicht, das Land unseren Christen zur Urbarmachung und Bestellung zu übergeben. Unser Lehrer Paulo Mwamriba in Gombero erzählte, daß viele Leute gar nicht wünschten, daß dieser dichte Busch, der in früheren Zeiten als Zufluchtsort vor den Massais gedient hat, beseitigt werde. Man könne doch nicht wissen, wie lange die Herrschaft der Deutschen in Deutsch-Ostafrika dauern werde. Die Araber haben den Leuten vorgeredet, der Sultan Mslimani sei der oberste Herrscher von Uleia, der dem Deutschen Kaiser, weil er sein Freund sei, die Macht über Deutsch Ostafrika verliehen habe, der ihm aber auch jederzeit diese Macht wieder nehmen und sie anderen geben könne. Deshalb sei es besser, daß solche alte Zufluchtsstätten erhalten blieben für die Zeit, wo die deutsche Herrschaft in Deutsch-Ostafrika aufhören und die alten Zustände wiederkehren würden."

Diese Zeit wird niemals kommen, dazu ist die deutsche Herrschaft bereits viel zu eingewurzelt, dazu ist schon viel zu viel deutsche Arbeit und deutsche Wissenschaft an dies Land gewendet worden. Wir hoffen vielmehr, daß es in dauernd ansteigender Entwicklung sich zu einem Besitze Deutschlands entwickeln wird, der für Handel und Verkehr des Mutterlandes eine wichtige Stellung einnehmen soll. Wenn es auch vielleicht zu hoch gegriffen erscheint, das Verhältnis zwischen Indien und dem Mutterlande England heranzuziehen, so ist doch bereits jetzt nach einer Kolonisationstätigkeit von kaum fünfundzwanzig Jahren das eine klar, daß die Kolonie Deutsch-Ostafrika schneller, als sonst Kolonien es getan haben, aus der Zeit der Versuche herausgewachsen, nunmehr sich dauernd aufwärts entwickelt. Dort drüben ist geleistet worden, was man in einem Vierteljahrhundert ersten und ernsten Ringens um einen werdenden Kolonialbesitz erwarten konnte. Das wichtigste Erfordernis für eine gedeihliche Zukunft ist das Zutrauen des Mutterlandes, das weiße Ansiedler mit ihren Frauen hinaussendet, um die großen Schätze der Kolonie für die Allgemeinheit und für die Heimat nutzbar zu machen. Dazu muß aber auch das Vertrauen der Regierung kommen, damit durch schnelle Vermehrung der öffentlichen Anlagen, vornehmlich der Eisenbahnen, das Land auch äußerlich in den Stand gesetzt wird, mit den Kolonien anderer Länder in einen Wettkampf zu treten, nicht auf dem Gebiete kriegerischer Eroberungen und Landeserwerbung, sondern auf dem Gebiete des Handels und der Verbreitung christlicher Kultur und Gesittung.

Partie aus dem Urwald im Innern von Neu-Mecklenburg

Deutsch-Neu-Guinea.

Die deutschen Besitzungen in der Südsee unterscheiden sich dadurch von allen anderen kolonialen Erwerbungen des Deutschen Reiches, daß sie zwar ein gewaltiges Gebiet umspannen, das einen Flächenraum von respektabler Größe deckt, daß sie sich aber trotzdem zu einem großen, zusammenhängenden Kolonialgebiet zusammenschließen, wenn auch die einzeln Inseln und Inselchen, die über diese gewaltige Meeresstrecke verstreut liegen, wiederum in sich kleine Einheiten bilden.

Das deutsche Kolonialreich in der Südsee zerfällt nach der gewöhnlichen Teilung in drei Teile, die man an die aus der Zeit der ersten Entdeckung stammenden Namen Mikronesien, Melanesien und Polynesien anzuschließen pflegt.

Zu Mikronesien rechnet man die Karolinen und Marianen, die Pelau und Marschallsinseln, soweit sie deutscher Besitz sind, die ebenfalls zu dieser

Inselwelte nördlich von Neu-Guinea gehörenden Gilbertinseln stehen unter englischer Herrschaft.

Melanesien, die Schwarzinselwelt — der Name kommt von der schwarzen Hautfarbe der Eingeborenen — umfaßt aus deutschem Besitze den nordöstlichen Teil von Neu-Guinea, die Inseln des Bismarck-Archipels, also Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover, dazu die Gruppe der Admiralitätsinseln, außerdem östlich davon einen Teil der Salomonsinseln, Bougainville und Buka, die zum größeren Teile unter englischem Schutze stehen.

Aus der polynesischen Inselwelt gehören zu deutschem Kolonialbesitz nur zwei Hauptinseln der Samoa-Gruppe, Upolu und Savaii. Die übrigen Inseln Tutuila und Manua stehen unter der Herrschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dieses in allgemeinen Umrissen beschriebene Gebiet umfaßt etwa acht Millionen Quadratkilometer und übertrifft an Größe den Flächeninhalt des Erdteils Australien, trotzdem die einzelnen Einheiten oft kaum einen Quadratkilometer betragen.

Die Geschichte der Besitzergreifung wird bei der Behandlung der einzelnen Teile dieses Kolonialreiches in der Westhälfte des Stillen Ozeans zu besprechen sein. Hier sei nur bemerkt, daß die Erwerbung von Gebieten der Südsee durch die Deutschen um so mehr Anerkennung verdient, als das Deutsche Reich durch seine ganze Geschichte und Entwicklung erst spät in die Reihe der seefahrenden Nationen eingetreten ist und die Entdeckung und das Bekanntwerden der Inselwelt des Stillen Ozeans in früheren Jahrhunderten auf Spanier und Portugiesen, auf Holländer, Engländer und Franzosen zurückgeht. Trotz der regen Schiffahrt der genannten Völker durch das Stille Meer ist es für die Größe der Ausdehnungen und Entfernungen charakteristisch, daß viele der Inseln noch lange Zeit unentdeckt blieben; hat es doch sogar geraume Zeit gedauert, bis das große Australien in das Licht der Geschichte trat. Vieles ist auch heute noch unerforscht, wenn auch seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Zeit der genaueren Erschließung der Südseegebiete beginnt und von da an vornehmlich England und Deutschland, zuerst im Einverständnis miteinander, an der weiteren Aufdeckung arbeiten.

Für die Rührigkeit und den Wagemut deutscher Kaufleute ist es bezeichnend, daß bereits seit den siebziger Jahren hamburgische Firmen in der Südsee festen Fuß zu fassen versuchten. Damit hängt es zusammen, daß Deutschland sich damals für diese Gebiete als Macht zu interessieren begann und Bismarck, der auch auf diesem ihm sonst ferner liegenden kolonialen Gebiete seinen weiten Blick nicht verleugnet hat, 1880 die sogenannte Samoa-Vorlage einbrachte.

Die Vorlage fiel damals, und so kam es, daß erst vier Jahre später, zu gleicher Zeit mit den Erwerbungen in Afrika, auch hier im Stillen Ozean deutsche Besitzungen entstanden.

Waren jedoch schon in Afrika die Schwierigkeiten der Auseinandersetzung mit anderen Mächten erheblich gewesen, so wuchsen sie bei der Abgrenzung der Interessengebiete in der Südsee noch viel mehr.

Das erste Gebiet, das in Besitz genommen wurde, war ein Teil von Neu-Guinea und zwar der Nordosten dieser Insel. Diese Besitzergreifung wurde von England als ungültig betrachtet. Man hatte sich nämlich in England und besonders in Australien daran gewöhnt, die noch nicht in festem Besitze befindliche Inselflur des Stillen Ozeans als zu Australien gehörig zu betrachten und hielt mit Anfeindungen im kleinen, die sich besonders auf Entziehung von Arbeitern bezogen, nicht zurück. Jedoch scheiterten diese gegnerischen Machenschaften an der kaufmännischen Gewandheit und Energie des Herrn v. Hansemann, der bereits seit einiger Zeit in Neu-Guinea festen Fuß zu fassen versucht und bei seinem Beginnen die Unterstützung des Reichskanzlers gefunden hatte. Im Jahre 1884 ging er sodann zur offenen Besitzergreifung und Erwerbung eines Landgebietes auf Neu Guinea über. Es gelang dem auf seine Veranlassung ausgesandten Reisenden Otto Finsch, der unter der Maske einer wissenschaftlichen Expedition ausgezogen war, Verträge mit eingeborenen Häuptlingen zu schließen und sich ihr Land abtreten zu lassen. Hier wurde bald darauf von deutschen Kriegsschiffen die Reichsflagge gehißt. Als diese Tatsache in England bekannt wurde, entstand eine hochgradige Erregung, und man dachte in englischen Kreisen mehrfach daran, Deutschland durch Abtretungen in Afrika vielleicht damals auch schon von Helgoland, von der beabsichtigten Festsetzung in Neu-Guinea, abzubringen. Als die Frage bereits kritisch zu werden begann, gelang es Bismarck durch seine berühmte Rede vom 2. März 1885 die diplomatischen Schwierigkeiten vollständig zu heben. Es wurde nicht nur die Besetzung des Nordostens von Neu Guinea anerkannt und die Grenzen gegen England und Holland festgelegt, sondern auch dieses Schutzgebiet, das den Namen Kaiser Wilhelmsland erhielt, mit den davorliegenden Inseln des Bismarck Archipels (früher Neu Britannia Archipels) und einem Teil der Salomons Inseln zu einem Ganzen vereinigt. Die inzwischen durch v. Hansemann gebildete Neu Guinea Compagnie erhielt 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief und trat am 1. April 1899 ihre Hoheitsrechte an das Reich ab. Von diesem Zeitpunkte an können wir daher eigentlich erst von einer deutschen Kolonie auf Neu Guinea sprechen.

Neu Guinea bildet, wie bemerkt, zusammen mit den Inseln des Bismarck-Archipels und den Admiralitätsinseln das sogenannte alte Schutzgebiet Deutsch Neu Guinea.

Kaiser Wilhelmsland nimmt den ganzen Nordosten der großen Insel Neu Guinea ein, die im Westen und Nordwesten zu dem niederländischen Kolonialbesitz der Südsee und im Südosten zum englischen Gebiet gehört. Dies letztere ist durch die nicht breite Torres Straße von dem Festlande von Australien getrennt.

Kaiser-Wilhelmsland ist wie ganz Neu-Guinea kaum erst an der Küste erforscht. Das Innere des Landes wird durch ein nicht unbedeutendes Gebirgsland eingenommen, dessen Berge sich bis zu 4000 Metern erheben. Man nennt einen Zug davon Bismarckgebirge. Es ist von dichtem Urwald bedeckt, der sich jedem Eindringen des Europäers hindernd entgegenstellt. Bekanntlich ist die Expedition des deutschen Forschungsreisenden Ehlers, der es versuchte, Neu Guinea du durchqueren, hier im Urwald zu grunde gegangen. Aus diesem Grunde ist es auch kaum möglich, eine Schätzung der Bevölkerung des Innern zu geben, da die Dörfer der Eingeborenen ganz versteckt in Wald und Busch liegen und bei der Scheuheit ihrer Bewohner von ihnen absichtlich vor den Weißen verheimlicht werden. Nur auf den beiden größeren Flüssen des Schutzgebietes, die auf weitere Strecken befahrbar sind, ist es bis jetzt gelungen, eine nennenswerte Strecke zu Schiff in das Innere einzudringen. Es ist dies der jedenfalls noch in niederländisch-Neu Guinea entspringende Kaiserin-Augusta-Fluß, der in vielen Krümmungen, ungefähr von Westen nach Osten streichend, in der Mitte des Schutzgebietes das Meer erreicht. In seiner Nähe mündet der zweite größere Fluß des Schutzgebietes, der Ramu, der im östlichen Teile entspringt. Andere kleinere Küstenflüsse sind nicht schiffbar. Die Küste ist wenig gegliedert. Zu dem deutschen Teile gehört als brauchbarer Hafen Friedrich Wilhelmshafen in der Astrolabe-Bai, sonst ist die Küste wegen der vorgelagerten Bänke und Riffe schwer befahrbar und an den anderen

Papua im Festschmuck.

Orten: Finsch Hafen, Konstantin Hafen und auch in Eitapé können die Schiffe nur weit draußen auf der offenen Reede ankern.

Im Gegensatz dazu steht die reiche Gliederung der Inseln des Bismarck-Archipels, die sich im weit offenen Bogen um den Osten und Nordosten von Kaiser Wilhelmsland herumziehen. Es sind nahezu zweihundert Inseln jeder Größe, die sich zu einem Kranze vereinigen. Von den größeren Inseln nennen wir hier Neu Pommern mit der bekannten Gazelle Halbinsel, auf ihr die Orte Herbertshöhe und Simpson Hafen, jetzt Rabaul genannt. Durch den St. Georgs Kanal davon getrennt ist Neu Mecklenburg; ihre Gestalt wird mit einer umgekehrten Tabakspfeife oder auch einer Flinte verglichen, deren abgeschossene Kugel dann die kleine Insel Neu-Hannover bildet. Um diese größeren Inseln gruppieren sich, wie erwähnt, eine ganze Reihe anderer, bis zu den winzigsten Eilanden herunter. Den offenen Bogen nach Nordwesten hin verschließt die Gruppe der Admiralitäts Inseln. Wenn auch die geologische Natur dieses ganzen Landes erst erforscht wird, so ist doch das eine klar, daß wir es im Gegensatz zu Kaiser Wilhelmsland bei den erwähnten Inseln mit zum Teil noch tätigen Vulkanen zu tun haben und der ganze Charakter der Inselgruppe bis dicht an die Küste Neu Guineas als vulkanisch bezeichnet werden muß. Eine ganze Reihe solcher Vulkane bietet die erwähnte Gazelle Halbinsel, sie werden als Vater, Mutter und die kleineren als Söhne und Töchter bezeichnet. Daneben sind andere, die kleinen und kleinsten Inseln dieser Gruppe, Koralleninseln mit der charakteristischen

Papua im Tanzschmuck.

Form des Atolls, d. h. das Korallenriff zeigt eine fast kreisrunde Bildung, die in der Mitte entweder einen Landsee und Sumpf oder, wenn das Riff an einer Stelle durchbrochen ist, einen Rundhafen enthält, der mit dem Meere in Verbindung steht. Diese Form zeigt z. B. die Grüne Insel östlich von Neu Mecklenburg.

Hierher gehören auch noch von den Salomonsinseln das große Bougainville und das kleinere Buka. Auch diese Inseln sind wie das Festland von Neu-Guinea mit dichtem Urwald bedeckt und stehen im Anfang der Erforschung.

Gerade in neuester Zeit sind eine ganze Reihe von Expeditionen ausgesandt, die sich mit der Erforschung und Erschließung dieses Teiles der Schutzgebiete beschäftigen sollen. So hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee bereits seit einigen Jahren eine Kautschuk- und Guttapercha-Expedition ausgesandt, die die Nordküste von Neu-Guinea auf das Vorkommen von Kautschuklianen und Guttabäumen durchforschen sollen. Die Inseln Neu-Hannover, Neu-Mecklenburg werden durch die Expedition von Sapper und Friederici, sowie eine Marineexpedition (Kraemer) erschlossen, auch Bougainville zum erstenmal durchquert. Die geographischen, geologischen und völkergeschichtlichen Fragen über Neupommern und die Admiralitätsinseln untersucht die Expedition Fülleborn, die auch eine Fahrt den Kaiserin-Augusta-Fluß aufwärts unternahm. Anthropologische Untersuchungen macht dort Neuhaus. Man sieht, daß eine rege, wissenschaftliche Tätigkeit einsetzt, die sich nicht nur darauf bezieht, die Schätze des Landes der Produktion zu erschließen, sondern auch sich mit völkerkundlichen und allgemein geographischen Fragen beschäftigt.

Für die Völkerkunde ist dies besonders dankbar zu begrüßen. Denn unsere Kenntnisse von Herkunft und Zusammengehörigkeit der Bewohner all dieser verstreuten Inselteile ist noch recht lückenhaft, trotzdem unsere Museen für Völkerkunde Geräte und Erzeugnisse aus der Südsee in verhältnismäßig größerer Fülle zeigen. Das Schutzgebiet Kaiser-Wilhelmsland ist von den Papua bewohnt, die ihrer dunklen Hautfarbe wegen Melanesier genannt werden. Der Name Papua scheint die merkwürdige Wollhaarigkeit zu bezeichnen, die in ihrer Büschelstellung der Haare an ähnliche Bildungen aus Südafrika erinnert. Sie unterscheiden sich auch durch ihren Körperbau von den Polynesiern, die noch zu besprechen sein werden. Sie sind Langschädel und von hagerer Statur.

Ebenfalls zu den Melanesiern gehören die Bewohner des Inselkranzes um Neu Guinea, die sich jedoch wieder unter sich, besonders in der Schattierung der Hautfarbe, nicht unwesentlich unterscheiden.

Die Eingeborenen stehen sämtlich auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur. Sie sind mit wenigen Ausnahmen Menschenfresser und haben diese Unsitte nur in unmittelbarer Umgebung der Stationen und Missionsanstalten zurückgedrängt. Sie sind selbst ihre größten Feinde, denn die einzelnen Stämme und Stammesteile führen von Insel

zu Insel Fehden über Fehden, bei denen es besonders darauf ankommt, die überwundenen Feinde zum Freudenmahle in das heimatliche Dorf zu schleppen. Daraus folgt neben anderen Gründen, die auf hygienischem Gebiete liegen, ein gewisser Rückgang der Eingeborenenbevölkerung überhaupt.

Nicht nur auf den einzelnen Inseln, sondern auch in verhältnismäßig nahe liegenden Dörfern wird eine ganz verschiedene Sprache gesprochen, über deren Zusammengehörigkeit oder gar Geschichte wir noch vollkommen im Unklaren sind.

Eine charakteristische Sitte sind die Geheimbünde der Männer, die in ihrer Unterdrückung der Frau und in dem auf Geldgewinnung gerichteten Ziele an ähnliche Erscheinungen in Togo erinnern. Die Angehörigen solcher Bünde, von denen der Dukduk Bund der Gazelle-Halbinsel-Bewohner am bekanntesten ist, machen, in wüste Masken vermummt, Fahrten durch das Land und ertanzen sich Geld, das ihnen die Frauen geben müssen. Daß sich an diese Tänze allerlei Greueltaten anschließen, ist bekannt.

Aus dem Gesagten dürfte klar sein, daß es noch eine geraume Zeit dauern wird, bis der eingeborene Papua oder Melanesier sich zu einem nützlichen Gliede deutscher Kolonisation entwickelt hat. Die Denkschrift 1908/09 urteilt darüber: „Der Papua ist nicht träger als andere Tropenbewohner und gewiß nicht dumm. Er weiß, daß er seine Lage durch Arbeit verbessern kann. Nur will er für sich arbeiten, den Lohn genießen. An einem mühevoll errungenen, aber unsicheren Besitz liegt ihm nichts. Seine Arbeitslust wird daher in demselben Grade wachsen, wie der Druck des Feindes oder der eigenen einflußreichen Dorfgenossen von ihm weicht, die Rechtssicherheit zunimmt."

Hierin hat die deutsche Regierung bereits recht lobenswertes geleistet. Die Verwaltung liegt in der Hand des kaiserlichen Gouverneurs, der seinen Sitz von Herberts-Höhe (Neu Pommern) nach dem vorher genannten Rabaul (Simpson Hafen) auf der Gazelle Halbinsel verlegt hat. Ihm ist auch Neu Guinea unterstellt.

Trotz des verhältnismäßigen Tiefstandes der Eingeborenen Kultur haben sich die Zahlen der Ausfuhr in den letzten Jahren zwar nicht dauernd gehoben, aber doch auf einer annehmbaren Höhe erhalten. Das Haupthandelsobjekt ist die Kopra, daneben kommen Kautschuk und Guttapercha und auch Schildpatt, Muscheln und Perlen in Betracht; denn die Eingeborenen sind geübte Seefahrer und Fischer.

Daß sich das Land für größere kaufmännische und landwirtschaftliche Unternehmungen von Europäern eignet, kann nach den bisherigen Erfahrungen bejaht werden. Hat sich einmal der Europäer an das tropische Klima gewöhnt, so wird er sich zwar nicht an allen Stellen des Schutzgebietes, aber besonders auf den kleineren Inseln ohne größere gesundheitliche Schädigung längere Zeit aufhalten können.

Schwierig für europäische Unternehmungen ist nach allgemeinem Urteil die Arbeiterfrage. Es handelt sich dabei um die Einführung von Chinesen und

Malaien, von denen besonders die ersteren, wie auch anderwärts, eine schwere Gefahr für die Entwicklung nach jeder Hinsicht bedeuten dürften.

Mit der kulturellen Hebung der Eingeborenen beschäftigen sich die Missionen beider Konfessionen, die trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten eine erfolgreiche Tätigkeit entfalten. Neuerdings hat die Regierung auch ihrerseits eine Schule eingerichtet.

Admiralitätsinsulaner.

Bucht mit Eingeborenenhaus auf der Insel Jap (West-Karolinen).

Das deutsche Inselgebiet im Stillen Ozean.

Im Gegensatz zu den sich in engerem Bogen um Kaiser Wilhelmsland gruppierenden Inseln Deutsch Melanesiens südlich vom Äquator steht die über einen ungeheuren Meeresraum ausgebreitete Inselwolke Deutsch Mikronesiens. Trotz dem sich die Inseln vom Äquator bis über den 20° N und vom 130° bis 173° ö. L. erstrecken, haben sie nur etwa 2476 Quadratkilometer Flächeninhalt, also soviel wie das Herzogtum Anhalt.

Den Mittelpunkt dieser Inselwelt bilden die Karolinen, die sich in zwei getrennte Gruppen scheiden. Die Hauptinsel der West Karolinen ist Jap, die der Ost Karolinen Ponape. Unter den zahlreichen kleinen Inselchen sind durch ihre verhältnismäßige Größe Kusaie ganz im Osten und Truk in der Mitte der Inselgruppe erwähnenswert. Die übrigen sind kleine Koralleninselchen, über deren Struktur noch weiter zu sprechen sein wird.

Auf Ponape und Jap befindet sich der Sitz des Bezirksamtmanns, auf einigen Inseln sind sogenannte Stationsleiter eingesetzt. Die Inseln sind neuerdings an die Verwaltung von Deutsch-Neu-Guinea in Rabaul (Simpson-Hafen) auf Neu-Pommern angeschlossen.

Westlich von den Karolinen liegen die Palau, oder wie man neuerdings sie zu nennen pflegt, Pelau-Inseln, von denen die größte Babeltaob heißt.

Wie an einer Schnur aufgereiht liegen die Marianen, die man früher auch Ladronen oder Diebesinseln nannte, von Süden nach Norden um den 145° ö. L. gruppiert. Die Hauptinseln sind Saipan, Tinian und Rota. Die größte Insel der Gruppe, Guam, gehört seit 1898 den Vereinigten Staaten von Nordamerika, alle übrigen sind deutsch.

Den östlichen Flügel Deutsch-Mikronesiens bilden die Marschalls-Inseln, mit der Hauptinsel Jaluit, auf der sich das Bezirksamt befindet. Auch sie sind der Verwaltung in Neu-Guinea unterstellt.

Zu dieser Gruppe wird auch noch das einsam, gerade in der Mitte zwischen den Salomonen und Marschallsinseln gelegene Nauru gerechnet, über dessen wirtschaftliche Erschließung, die jedoch erst aus neuester Zeit stammt, noch zu sprechen sein wird.

Die Erwerbung dieser verschiedenen Inselgruppen ging nicht zu gleicher Zeit vor sich.

Noch größeres Aufsehen als die Besitzergreifung auf Neu-Guinea erregte im Jahre 1885 die Flaggenhissung auf den Karolinen. Hierbei kam es zu einem heftigen Protest von seiten Spaniens, das ältere Rechte auf die bisher als herrenlos geltenden Inseln in Anspruch nahm, die 1527 von de Rocha entdeckt worden waren. Feindselige Kundgebungen und selbst ein Angriff auf die deutsche Botschaft in Madrid ließen einen friedlichen Ausgleich kaum erwarten. Trotzdem gelang es der rücksichtslosen Energie Bismarcks, sofortige Genugtuung zu erhalten. Der Streitfall wurde einem Schiedsrichter übertragen. Dies war Papst Leo XIII., der die Karolinen auf Grund älterer Besitzrechte den Spaniern zusprach, aber Deutschland das Recht zugestand, eine Flotten- und Kohlenstation dort anzulegen, sowie gleichberechtigt mit den Spaniern auf sämtlichen Inseln Handelsgeschäfte zu treiben. Dafür mußten sich die Spanier verpflichten, ihrerseits durch ausreichende Schutzmaßregeln und Einführung einer geordneten Verwaltung Leben und Eigentum der europäischen Händler zu schützen. Freilich war dies nicht von langer Dauer. Bereits 1899 erwarb Deutschland dieses Inselgebiet zusammen mit den Pelau-Inseln und dem größten Teile der Marianen nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege endgültig durch Kaufvertrag gegen eine Kaufsumme von mehr als sechzehn Millionen Mark.

In die Zeit des spanischen Streites um die Karolinen fällt die Erwerbung der Marschalls-Inseln 1885, die jedoch ohne weitere Zwischenfälle vor sich ging.

Die meisten dieser Inseln und Inselchen sind Korallen-Inseln, d. h. sie haben die bereits oben bei der Beschreibung der Grünen Inseln aus der Salomonsgruppe beschriebene Form des ringförmigen Atolls, der eine Lagune einschließt, die an einer oder mehreren Stellen mit dem Meere verbunden ist.

Sie erheben sich mit ihrem Lande, das sich nach und nach auf den Korallen-Riffen angesetzt hat und als fruchtbarer Boden vornehmlich für den für jene Inseln charakteristischen Palmenbestand dient, kaum über den Meeresspiegel.

Neben diesen stehen einige größere Inseln meist vulkanischen Ursprungs, die sich höher über den Wasserspiegel erheben und auch eine veränderte Vegetation zeigen. Daß die tropische Vegetation jener Inseln den ersten Entdeckern einen besonders starken Eindruck hinterlassen hat, bezeugt die Benennung einer übrigens nicht zu dem deutschen Gebiet gehörenden Inselgruppe als Los Jardinos (die Gärten). Solchen vulkanischen Ursprungs sind in der Gruppe der Karolinen Ponape, Jap, Truk und Kusaie. Die Pelau-Inseln sind fast ausschließlich vulkanisches Land, was schon durch den Namen ausgedrückt ist, der in der Eingeborenensprache „vulkanische Erhebung" bedeutet.

Die Eingeborenen Bevölkerung gehört zu den Mikronesiern. Es sind kräftige braunfarbige Gestalten, die zum Teil an malaiischen Typus erinnern. Nicht überall erhält sich hier altes Volkstum in der Gegenwart, sondern die vermehrten Verkehrsverhältnisse und das Bedürfnis an Arbeitskräften beginnt bereits die Bewohner der einzelnen Inseln und Inselgruppen untereinander zu vermischen. In neuerer Zeit kommt dazu auch die Einwanderung chinesischer und malaiischer Arbeiter.

Völkerverschiebungen auf diesen Inseln stammen jedoch nicht erst aus der neueren Zeit. Auf den Marianen soll zur Zeit der Entdeckung durch Magelhaes eine Einwohnerschaft von 100000 Seelen gesessen haben. Wenn auch dies etwas hoch gegriffen erscheint, so ist doch soviel daran richtig, daß ehemals das stolze Volk der Chamorro eine große Ausbreitung gehabt hat und durch die Greueltaten der spanischen Kolonisatoren ebenso dem Untergang geweiht worden ist, wie die Urbewohner Mittel-Amerikas. Jetzt wohnen auf den Marianen nur noch kümmerliche Reste dieses Volkes, das in einem reinblütigen Exemplar wohl überhaupt nicht mehr vorhanden sein dürfte. Um der Entvölkerung der Inseln vorzubeugen, hat man früher in spanischer Zeit Tagalen von den Philippinen zur Einwanderung bewogen, sodaß die heutige Einwohnerschaft nur als eine Mischrasse zu bezeichnen ist. Reste alter Bauten zeugen noch heute auf Tinian von der Blüte einer einstigen nationalen Kultur.

Auch die Einwohner der übrigen Inseln und Inselgruppen sind im Rückgang begriffen. Es wüten unter ihnen Volkskrankheiten, wie zum Beispiel auf den Marianen eine starke Tuberkulose, welche „meist in Gestalt einer galoppierenden Schwindsucht" die Reihen der Insulaner lichtet. Man hat hier, wie auch auf den anderen Inselgruppen, scheinbar mit einem dauernden Rückgang der Eingeborenen Bevölkerung zu rechnen.

Authentisch ist dies durch die Zählung festgestellt worden, welche der Bezirksamtmann von Jaluit für die Marschalls-Inseln in den Jahren 1908/09 angestellt hat. Dies stimmt auch mit den Angaben der Eingeborenen selbst überein.

Außer den seit Jahrhunderten vorhandenen Volkskrankheiten, die ein Rückgehen der Volkszahl veranlassen dürften, ist es aber auch die Ungunst der Naturgewalten, denen ab und zu zahlreiche Todesfälle zuzuschreiben sind. Die gewaltigen Taifune des chinesischen Meeres sind auch hier wirksam, und die kaum nennenswerte Erhebung der Atolle über den Wasserspiegel gibt die Eingeborenen ohne Rettung dem Wüten der Elemente preis. 1905 wurden die Inseln Pingelap und Mokil, 1907 die Oleai- und Mogmog-Gruppe der West-Karolinen von einem schweren Taifun heimgesucht, in dem 230 Eingeborene untergingen. Zu derselben Zeit traf auch die zu den Ost-Karolinen gehörenden Mortlock-Inseln ein solcher Taifun, zerstörte die Anpflanzungen der Eingeborenen und nahm 272 von ihnen mit fort. Auch Saipan, die Hauptinsel der Marianen, sowie Ponape und Jaluit wurden durch Stürme heimgesucht, die mit Menschenverlusten verbunden waren.

Hütte auf der Insel Otera (Truk, Ost-Karolinen) als Kanu- und Wohnhaus benutzt

Bemaltes Haus auf Pelau (West Karolinen)

Andererseits müßte sich die Volksabnahme unter der sich allmählich festigenden Ordnung und Sicherheit nach der deutschen Besitzergreifung vermindern; fallen doch mehrere Gründe fort, die früher zu jährlichen Menschenverlusten geführt hatten: die andauernden Stammesfehden der seefahrenden Insulaner untereinander und der damit verbundene Kannibalismus. Trotzdem muß es auf jeden Fall eine der ersten Sorgen der deutschen Regierung sein, mit allen Mitteln neuerer Hygiene diesem Absterben der Bewohnerschaft tunlichst Einhalt zu tun. Beruht doch der Handel zum allergrößten Teile auf dem Verkehr mit den Eingeborenen.

Dieser Volksrückgang ist aber auch noch aus einem anderen Grunde zu bedauern. Geht doch mit ihm, wie einst mit dem Aussterben der Chamorro in früherer Zeit, auch in der Gegenwart ein Untergang der volkstümlichen Kunst Hand in Hand, die wir besonders auf den Pelau-Inseln gerühmt finden.

Hier befinden sich nämlich auf Grund der eigenartigen sozialen Einrichtungen bemalte Holzhäuser, in der die Mannschaft eines Kriegstanus, die Gefolgschaft eines Häuptlings oder sonst zusammengehörige Männer hausen. Augustin Krämer schildert uns ein solches Haus: „Auf Steinen erhöht über der Erde liegt im langen

Rechteck ein Gefüge von Balken und Brettern . . . Eine Reihe kleiner Türen an den Kurz- und Langseiten und schnitzförmige horizontale Fensteröffnungen lassen Licht und Luft zutreten. Ein Fußboden aus dicken schweren Dielen, auf dem die Schlafmatten ausgebreitet werden, erhöht das Wohlbehagen der Insassen. Hohe Giebel erheben sich an den beiden Kurzseiten, und das Ganze bedeckt ein ungemein dichtes Satteldach aus Pandanusblättern, welche Sonne und Regen gleich gut abgehalten. Man denke sich das ganze Holzwerk des Unterbaues und die hohen spitzen Giebelseiten mit ihren breiten doppelten Rahmenbrettern vollständig gelb, rot, schwarz und weiß bemalt, mit leuchtenden Farben, aus pelauischer Erde, Ruß und Kalk bereitet, und in die gelben Flächen hinein sind künstlerisch Ornamente geworfen, in langen, fortlaufenden Bändern oder in Vierecken. Die Giebelflächen aber und die großen, langen Binderbalken der Innenräume sind mit bunten Bildergeschichten bedeckt, welche an Schönheit und Vielfältigkeit den ägyptischen Grabgemälden an die Seite gestellt werden können, wenn sie auch deren künstlerische Vollendung nicht erreichen. Diese Bildergeschichten stellen Szenen aus dem täglichen Leben dar, aber auch geschichtliche und mythologische Ereignisse, sodaß hier auf Pelau die ganze Sagenwelt der Eingeborenen illustriert vorhanden ist und zwar in hübscher, einzigartiger Weise."

Im Gegensatz zu dieser nationalen Kunstübung finden wir auf der Insel Jap wenig Bemalung an den Holzhäusern, wenn auch sonst die sozialen Einrichtungen ähnlich erscheinen. Auch hier finden wir die Männerhäuser und die damit in Zusammenhang stehende niedrige Stellung der Frauen, die, während sich die Männer mit Beratung und Kriegszügen beschäftigen, gezwungen werden, die Felder zu bestellen und für den Unterhalt zu sorgen. Sie bebauen besonders die Taropflanzungen, eine Erdfrucht, die im Geschmack der Kartoffel ähnlich ist.

Ähnlich sind endlich auch die geldwirtschaftlichen Verhältnisse. Zwar gilt auf den Pelauinseln als Wertgegenstand die bunte Perlenschnur, während sich die Einwohner von Jap ein eigenartiges mühlsteinförmiges Steingeld schlagen, das neben den Häusern aufgestapelt zur Bezahlung dient und nach der Größe bewertet wird.

Jap ist bekannt durch seinen günstigen Landungsplatz, den sogenannten Tomil-Hafen, der von weitausladenden Riffen umgeben und mit dem Meere durch eine enge Passage verbunden eine weite Bucht bildet, die auch größeren Seeschiffen das Ankern innerhalb dieses Hafens gestattet.

Berühmt ist Jap durch seine Fruchtbarkeit. Krämer nennt die Inseln einen großen Garten.

Haben wir auf den West Karolinen und Pelau als Volkskunst die Hausbemalung, so finden wir auf den östlichen Inseln die Weberei von Matten in verhältnismäßig hoher Ausbildung. Auf Truk, Ponape und Kusaie bilden sie

bereits einen Ausfuhrgegenstand, wenn sie auch noch nicht, was Kunstfertigkeit und Schönheit angeht, mit den Matten der Samoaner wetteifern können.

Die Trukgruppe beginnt in neuerer Zeit eine besonders wichtige Stellung unter den Inseln der Ost-Karolinen einzunehmen. Ist sie doch die einzige Inselgruppe, die über eine namhafte Einwohnerschaft verfügt; sie war in den Jahren 1908/1909 von 14000 Eingeborenen bewohnt, die in anerkennenswerter Weise nicht nur den Anregungen der deutschen Regierung zur Arbeit und Arbeitsamkeit im Gegensatz zu den Einwohnern anderer Inselgruppen nachgeben, sondern auch sich eifrig der Kopraproduktion durch ausgedehnte Neupflanzungen widmen, die in wenigen Jahren die Ausfuhr dieser Inseln ganz erheblich steigern werden.

Daneben ist jedoch auch der lokale Tauschhandel mit dem Mittelpunkt Truk in hoher Blüte. Es ist leicht erklärlich, daß die Bewohner dieser Inseln überhaupt gute Seefahrer sind, die mit ihren eigenartig geformten Auslegerbooten oft ganz abenteuerliche Fahrten unternehmen und es darin zu einer gewissen seemännischen Fertigkeit gebracht haben, die sich in einer regelrechten Navigation, freilich mit den einfachsten Mitteln, äußert.

Die Ost Karolinen zeigen einen wesentlichen Gegensatz in Beziehung auf die sozialen Verhältnisse. Die Stellung der Frauen ähnelt hier schon der Art, die auf den Inseln Polynesiens Sitte ist. Sie sind die Mattenweberinnen und hüten die Kinder, während die Männer ihnen einen großen Teil der Haushaltungsgeschäfte abnehmen.

Die Marschallsinseln endlich zeigen ebenfalls nicht wesentlich verschiedene Verhältnisse. Über die Eingeborenen sind wir seit langem genauer orientiert: Bekanntlich hat der deutsche Dichter Chamisso auf der Weltumseglung der russischen Brigg „Rurik" diese Inseln besucht und Schilderungen darüber in sein Tagebuch aufgenommen.

Wie schon erwähnt, ist die Hauptproduktion der Eingeborenen die Kopra. Die reichen Bestände der Kokospalme, die, wie wir sahen, auch auf den kleinsten Koralleninseln gedeiht, geben eine jährlich wachsende Ernte. Die Nüsse werden von den Eingeborenen gesammelt, aufgeschlagen und getrocknet. Der getrocknete Kern wird, wie uns bekannt, dann ausgeführt und zur Bereitung von Öl und Fetten benutzt. Die in Jap auftretende Krankheit der Palmenbestände hofft man durch moderne Mittel zu vertreiben.

In allerneuester Zeit hat die wirtschaftliche Entwicklung des gesamten mikronesischen Inselgebietes einen erheblichen Aufschwung durch die Entdeckung großer Phosphatlager auf der Insel Nauru, zwischen den Marschallsinseln und den Salomonen, erfahren. Hier ist seit 1907 die Gewinnung des Phosphates von einer Gesamtausfuhr von 11630 Tonnen im Jahre 1909 auf 74782 Tonnen gestiegen

und die Erweiterung des Betriebes der deutsch-englischen Phosphat Compagnie (Pacific Phosphate Company Ltd. in London zu Nauru) läßt für die folgenden Jahre mit einer dauernden Erhöhung der Ausfuhr rechnen. Aber damit nicht genug: Auch auf den Pelau, den West-Karolinen und Marianen, besonders auf Angaur und Feis, sind ebenfalls mehr oder minder reiche Phosphatlager entdeckt worden, zu deren Ausbeutung sich ein deutsches Unternehmen, die Südsee Phosphat Aktiengesellschaft in Bremen, gebildet hat. Diese beiden Unternehmungen, die englisch-deutsche auf Nauru und die deutsche mit der Zentrale Angaur, werden „dem deutsch-mikronesischen Inselreich eine wirtschaftliche Bedeutung geben, die noch vor wenigen Jahren niemand ahnte". Hand in Hand damit geht natürlich auch die Verbesserung der Verbindungen mit dem Mutterland durch Dampferlinien und Telegraph.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die Einwohner sich zu der deutschen Herrschaft im ganzen abgesehen von kleinen lokalen Gärungen, durchaus friedlich stellen. Die Missionen beider Konfessionen entfalten dauernd eine befriedigende und erfolgreiche Wirksamkeit.

Einbaubote von der Insel Truk (Karolinen).

Samoa.

Es iſt ſchon früher erwähnt worden, daß Deutſchland durch die Ablehnung der ſogenannten Samoa-Vorlage im Reichstage 1880 den bereits ſeit etwa 1860 beſtehenden Handelsverbindungen des hamburgiſchen Handelshauſes Johann Cäſar Godeffroy einen ſchweren Schlag verſetzt hatte. Es iſt hoch anzuerkennen, daß dieſe rührige Firma ſich trotzdem nicht abhalten ließ, ihre Handelsbeziehungen im Stillen Ozean, vornehmlich nach Samoa, zu vergrößern und in ſtiller aber um ſo raſtloſerer Tätigkeit zu befeſtigen. Es iſt dies um ſo anerkennenswerter als, wie ebenfalls bereits bemerkt, ſich bald nachher die Engländer und Amerikaner daran zu machen verſuchten, Einfluß in Samoa und im Südſee-Archipel zu gewinnen. Es handelte ſich in dieſer erſten Zeit vornehmlich um die große Erſchwerung von Arbeiteranwerbungen für die deutſchen Plantagen auf Samoa. Unaufhörliche Reibungen wurden dadurch hervorgerufen, daß ſich hier zwei Gegenkönige gegenüber ſtanden, Tamaſeſe und Malietoa Laupepa. Der erſtere war ein Freund der Deutſchen, den anderen hatten die Engländer durch Verſprechungen auf ihre Seite gebracht. Als 1887 von ſeinen Anhängern Gewalttätigkeiten gegen Deutſche begangen wurden, mußte das Reich energiſch einſchreiten, und wie in Oſtafrika fiel auch hier der Marine die entſagungsvolle Aufgabe zu, in die verworrenen Verhältniſſe die erſte Ordnung zu bringen. Malietoa wurde gefangen und verbannt. Aber auch damit war die Ruhe nicht wieder hergeſtellt, denn es entſtand den Deutſchen ein neuer Gegner in dem Gegenkönig Mataafa. Es gelang dieſem 1888 bei Vailele mit einer rieſigen Übermacht das ſchwache Landungskorps der Kriegsſchiffe „Eber“, „Adler“ und „Olga“ empfindlich zu ſchlagen. Ein weiterer Verbündeter erſtand den feindlichen Samoanern in der Natur ihres Landes. Im März 1889 fanden die beiden Schiffe „Adler“ und „Eber“, die auf der offenen Reede vor Apia ankerten, in einem furchtbaren Orkan ihren Untergang.

In demſelben Jahre trat zu Berlin die ſogenannte Samoa-Konferenz zuſammen, die von den konkurrierenden Mächten England, Nordamerika und Deutſchland beſchickt, den Wirren, die ſich bis zur Unerträglichkeit geſteigert und auch amerikaniſche Intereſſen gefährdet hatten, endlich Einhalt zu tun. Es iſt charakteriſtiſch für den Gang der Verhandlungen, daß der alte Feind Deutſchlands, der verbannte Malietoa zurückgerufen und als Oberkönig anerkannt wurde. Außerdem wurde beſtimmt, daß die drei beteiligten Mächte gemeinſam ein Aufſichtsrecht über die Inſeln haben

Samoanische Häuptlingsfrau.

sollten. Es war von vornherein anzunehmen, daß dieses Auskunftsmittel die Verhältnisse nicht bessern, sondern erheblich verwirren würde. Die inneren Fehden der einzelnen Prätendenten wurden heftiger, als nach Malietoas Tode, der sein Oberkönigtum nicht lange ausgeübt hatte, der vorher genannte Mataafa aus der Verbannung zurückkehrte und seine Anhänger von neuem gegen die Deutschen aufhetzte. Erst im Jahre 1893 gelang es seinen Einfluß, der von England wieder und wieder genährt wurde, zu brechen und ihn auf Lebenszeit auf die Insel Jaluit zu verbannen.

Trotzdem dauerte es noch sechs Jahre, bis durch ein erneutes Abkommen eine endgültige Regelung der Samoafrage erreicht wurde. Im Jahre 1899 wurden die Samoainseln endgültig so geteilt, daß die beiden westlichen Hauptinseln, Savaii und Upolu an Deutschland, die beiden östlichen Tutuila und Manua an die Vereinigten Staaten von Nordamerika fielen. Seitdem ist einer sachgemäßen Entwicklung deutscher Kolonisation auf den beiden Inseln der Weg geöffnet.

Es mußte der deutschen Regierung vor allem darauf ankommen, die Streitigkeiten der Eingeborenen untereinander möglichst zu verhindern. Um die alten Fehden der sich bekämpfenden Gegenkönige mit ihrem Anhang nicht von neuem wieder aufleben zu lassen, hat man in vorbildlicher Weise versucht, eine Art Selbstverwaltung einzurichten, die nicht in die eigenartigen Sitten und Gewohnheiten der Samoaner etwas Fremdes hineintragen sollte, sondern auf altsamoanischen Anschauungen fußend, eine Art beratender Körperschaften bilden will, die von Zeit zu Zeit zusammentreten und über samoanische Angelegenheiten beratschlagen sollen. Die Entwicklung kann als abgeschlossen noch nicht angesehen werden, denn es machten sich in neuerer Zeit Bestrebungen einer reaktionär samoanischen Partei bemerkbar, die in friedlicher Weise

die Einführung eines unter deutſcher Oberhoheit ſtehenden Königtums bezweckt. Wer die andauernden Zwiſtigkeiten der Eingeborenen in früherer Zeit kennt, muß ſich entſchieden gegen eine ſolche Erneuerung alter Königstraditionen wenden und kann dem ſeit der deutſchen Beſitzergreifung tätigen Gouverneur Dr. Solf die Anerkennung nicht verſagen, daß er durch Einſetzung ſamoaniſcher Vertrauensmänner oder Sprecher für die einzelnen Landesteile ganz entſchieden einen Weg eingeſchlagen hat, der zu einer dauernd friedlichen Entwicklung von Samoa unter deutſcher Herrſchaft führen kann.

Die Samoainſeln Upolu und Savaii mit den Nebeninſeln Apolima und Manolo ſind ſämtlich vulkaniſchen Urſprungs. Die Inſeln ſind mit dichtem Urwald bedeckt, am Strande ragen auch hier die Kokospalmen auf, die das Hauptausfuhrprodukt der Samoaner bilden.

Die Vulkane der Inſelgruppe hielt man bis vor kurzem für erloſchen. Erſt 1902 begann der Vulkan auf Savaii mit einem Ausbruch und iſt ſeitdem dauernd in Tätigkeit geblieben, hat auch den reichen Lealatele Diſtrikt und die Saleaula-Dörfer gänzlich zerſtört und ihre Palmenbeſtände vernichtet. Die Lava floß auch in den letzten Jahren unter der bereits erkalteten Oberfläche zum Meere ab und entwickelte beim Eintritt in die See Dämpfe, die bei einer beſtimmten Windrichtung den Eingeborenen Kulturen ſchädlich ſein ſollen.

Haus der Eingeborenen in Samoa.

Dies ist um so bedenklicher, als die Eingeborenen auch für ihren eigenen Bedarf den Ertrag ihrer Palmenpflanzungen und Tarofelder, auch Jams und Bananen, kaum durch etwas anderes, etwa den Ertrag der Jagd, vollständig ersetzen können. Ist doch hauptsächlich die Taube in ihren mehrfachen Spielarten, unter denen sich einige für Samoa besonders eigentümliche finden, das Hauptjagdobjekt der Eingeborenen; sonst ist die Tierwelt Samoas arm, besonders arm an Säugetieren.

Neben dem Jagen im Walde treibt der Samoaner besonders eifrig den Fischfang auf der See. Seine Fertigkeit im Fangen der Bonito-Fische ist berühmt.

Das Klima dieser Inseln ist durchaus tropisch, trotzdem sind Verhältnisse vorhanden, die dem Europäer einen längeren Aufenthalt im Lande ohne gesundheitliche Schädigung gestatten, da die typischen Tropenkrankheiten auf Samoa überhaupt nicht vorkommen.

Die Samoaner gehören zu den Polynesiern und vereinigen alle Vorzüge dieser Rasse in sich. Frauen und Männer sind gleicherweise schöne und kraftvolle Erscheinungen, die auch europäischen Schönheitsbegriffen entsprechen dürften. Charakteristisch ist das ausgebreitete Tätowieren des Körpers, das auf alter Tradition beruht und bei den ersten Besuchern der Inseln den Eindruck hervorrief, als ob die Eingeborenen bekleidet wären. Die charakteristischen Nationaltrachten mit ihren Ketten aus Pottwalzähnen und Blumengewinden treten leider immer mehr hinter einer Art von verhüllendem Kaftan, der Lavalava genannt wird, zurück.

Die Häuser der Eingeborenen sind zwar nicht so kunstvoll wie die Männerhäuser der West-Karolinen, doch sind sie eigenartig genug gebaut. Sie werden mit einem umgekehrten Boote oder auch mit einem auf dem Kopf stehenden Pilz verglichen. Das hohe, sattelförmige, aus Zuckerrohrblättern gefertigte Dach, das bis auf zwei Mannshöhen über den Erdboden herunterreicht, ruht auf einer ganzen Anzahl von Rundpfählen und wird in der Mitte von drei hohen Säulen getragen. Das Ganze macht den Eindruck einer der großen Tierfütterstellen, wie wir sie in unseren Forsten zu sehen gewohnt sind. In diesen Häusern spielt sich das ungezwungene und patriarchalische Leben der Eingeborenen ab, das sich auf der Zusammengehörigkeit der Familie und des Dorfes aufbaut. Hier wird mit seltener Gastfreundschaft der Fremde empfangen und zum Niedersitzen auf den kostbaren Matten veranlaßt, die von den kunstfertigen Händen der Samoanerinnen gewebt sind und nicht nur zur Kleidung, sondern auch als Hausgerät zu mannigfachen Zwecken dienen. Hier wird jenes merkwürdige Getränk, die Kawa, auf eigenartige Weise aus dem Wurzelstock des Piper methysticum bereitet, das bei allen feierlichen Gelegenheiten das Nationalgetränk der Samoaner ist. Hier finden auch die kunstvollen Tänze statt, die die Samoanerinnen im Laufen, aber auch im Sitzen anmutig vorzuführen wissen.

Der Mattenflechterei der Samoanerinnen wurde bereits mehrfach Erwähnung getan. Krämer, dem wir sehr lebendige Schilderungen der Sitten und Anschauungen

der Eingeborenen verdanken, berichtet, daß in der guten Zeit der Flechterei, die jetzt leider vorbei zu sein scheint, Matten von der Feinheit des Geflechts von Panamahüten hergestellt worden seien. Im Besitze der Häuptlinge und Vornehmen befinden sich außerdem alte Stücke, an die sich Sagen und Legenden vergangener Tage knüpfen und die schon halb verschlissen, doch als Reliquien aus der Väterzeit aufbewahrt werden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse befinden sich dauernd auf einer ansteigenden Linie. Mit Ausnahme der Schädigungen, die, wie erwähnt, durch die Rauchentwicklung der in die See fließenden Lava den Pflanzungen auf Savaii zugefügt wurde und wohl auch noch wird, werden allgemein die Verhältnisse der Landwirtschaft in den letzten Jahren als günstig bezeichnet. Einen großen Fortschritt bezeichnen die dauernden Neuanpflanzungen von Kokospalmen, die nicht nur von europäischen Unternehmern, sondern auch von den Eingeborenen angepflanzt werden, wenn auch freilich die Samoaner dank ihrer angeborenen Trägheit lieber von den sehr reichen vorhandenen Beständen zehren. Neben dieser Hauptproduktion des Schutzgebietes nehmen die übrigen Kulturen, die von den Europäern eingeführt sind, in der Eingeborenenproduktion nur eine geringe Stelle ein. Die Samoaner verstehen es noch nicht, mit Sorgfalt und Ausdauer ihre Pflanzungen zu bestellen und verzagen besonders leicht, wenn ihnen irgend welche Pflanzenkrankheiten, selbst leichterer Natur, die Arbeit zu erschweren scheinen. Sie sind daher neuerdings angewiesen worden, ihren Anbau auf Palmenbau zu beschränken [1]). Die Plantagen der europäischen Unternehmungen nehmen aber auch hier wie anderwärts guten Fortgang. Die Pflanzer werden in dem Kampfe gegen die Einschleppung tierischer und pflanzlicher Schädlinge dauernd unterstützt, und es ist hier rühmend das Kolonialwirtschaftliche Komitee zu Berlin und die botanische Zentralstelle in Dahlem bei Steglitz zu erwähnen, die zur Verbreitung nützlicher Kulturen ihre Sämereien und ihre wissenschaftlichen Erfahrungen zur Verfügung stellen.

Handel und Verkehr befinden sich ebenfalls dauernd im Steigen. Besonders wächst die Ausfuhr der Kopra dank der reichen Kopraernten (1910: 9200 Tonnen). Ein weiteres Anwachsen ist für die nächsten Jahre zu erwarten, wenn die Neupflanzungen von Palmen ihre erste Reife erlangt haben werden.

Die übrige Ausfuhr steht dagegen zurück, Beachtung verdienen vielleicht die Vergrößerungen der Kawapflanzungen seitens der Samoaner, deren Produkte zwar nicht nach Europa, aber nach den Fiji Inseln ausgeführt werden, wo das uns bekannte Getränk daraus bereitet wird; sie werden freilich erst in einigen Jahren größere Erträge liefern.

Bei der Weiterentwicklung der europäischen Unternehmungen wird auch hier mit einem Arbeitermangel zu kämpfen sein. Wie bereits angedeutet, sind die Samoaner

[1]) Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1909/1910. Berlin 1911. S. 197.

Dorf und Fluß Falevao

zu regelmäßiger Arbeit, vornehmlich als Lohnarbeiter, kaum zu gebrauchen; höchstens bestellen sie eigene Pflanzungen. Aber die ganze soziale Entwicklung auf Samoa resultiert aus einem gewissen Kommunismus, der den einzelnen nicht besonders willig macht, eigenes Vermögen zu erwerben. Auch hier sind daher chinesische Arbeiter unter allen nötigen Vorsichtsmaßregeln zugelassen worden.

Samoas Zukunft wird sich aller Voraussicht nach friedlich und günstig entwickeln: Friedlich, wenn die inneren Fehden der Eingeborenen, die sich noch kürzlich (1909) in den sogenannten Lauati-Unruhen wieder einmal zeigten, durch die Regierung zu dauerndem Abschluß gebracht sind und den Samoanern eigenes Land zur Pflanzung eigener Bedürfnisse erhalten bleibt. Günstig, wenn sich das Interesse des deutschen Publikums und der Regierung immer mehr den deutschen Unternehmungen auf den Inseln zuwendet, die sich vergrößern können, ohne daß den Eingeborenen dadurch Abbruch getan wird. Dazu ist die Natur Samoas, die Perle der Südsee, zu reich.

Die festliche Begehung der sechzehnjährigen Wiederkehr der deutschen Flaggenhissung, die in Gegenwart der Ansiedler und von zehntausend Samoanern gefeiert wurde, zeigt deutlich, daß die Eingeborenen sich unter der deutschen Regierung wohl fühlen.

Blick auf Tsingtau von Westen aus

Das deutsche Kiautschougebiet.

Das deutsche Pachtgebiet Kiautschou in China unterscheidet sich nach mehreren Seiten hin von den bisher besprochenen Kolonien in Afrika und der Südsee. Es ist keine eigentliche Kolonie, und äußerlich drückt sich dies schon dadurch aus, daß Kiautschou nicht dem Reichskolonialamt unterstellt ist, sondern der Reichsmarineverwaltung. Der Gouverneur von Kiautschou ist ein höherer Marineoffizier. Die Denkschrift an den Reichstag betreffend die Entwicklung des Kiautschougebietes 1907/08 drückt dies folgendermaßen aus: „Das Kiautschougebiet stellt, im Gegensatz zu den übrigen deutschen Kolonien, den reinen Typus einer Handelskolonie dar, d. h. eines räumlich eng begrenzten Gebietes, dessen wirtschaftliche Hauptfunktion in der Vermittelung des Güteraustausches zwischen zwei großen Wirtschaftsgebieten liegt."

Was hier in Kiautschou seit 1899 geschaffen ist, kann als mustergültig bezeichnet werden und stellt allen beteiligten Stellen ein rühmliches Zeugnis weiten Blickes, rastlosen Fleißes und kluger Anpassung an fremde Verhältnisse aus. Es ist das Muster eines Handelsstützpunktes in seiner Einrichtung und Verwaltung geworden, der den mustergültigen Gründungen der Engländer in Hongkong oder Singapur würdig zur Seite tritt.

Die Geschichte deutscher Handelsbeziehungen reicht soweit zurück, als überhaupt China fremden Völkern seine Tore öffnete, und dies geschah erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bereits in den sechziger Jahren schloß Preußen einen Handelsvertrag mit China. Dieser Vertrag und die sich daraus ergebenden Beziehungen waren die weiteren Ursachen der Erwerbung des Kiautschougebietes. Den Pfaden des Kaufmanns folgte der Missionar; und die Ermordung zweier Missionsangehöriger 1897 veranlaßte das Reich unmittelbar darnach durch Landungsabteilungen dreier Kriegsschiffe Tsingtau besetzen zu lassen. Bereits im folgenden Jahre erklärte sich China mit dieser Besitzergreifung einverstanden, die auf diplomatischem Wege als ein Pachtvertrag auf 99 Jahre dargestellt wurde. Das Deutsche Reich nahm sich dadurch etwas, was die übrigen kolonisierenden Staaten Europas in China bereits längst besaßen.

Die Wahl des Ortes kann als eine außerordentlich günstige bezeichnet werden. Ferdinand von Richthofen, der genaueste Kenner der geographischen und handelspolitischen Grundlagen des Landes, bespricht in seinem großen Werke „Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou" die Ansprüche, die an einen solchen Stützpunkt für den Handel und zugleich auch für die Kriegsmarine gestellt werden müssen:

„Was zu suchen war, ist in erster Linie: ein vor dem Andrang der Meereswellen gesicherter Hafen, groß genug für alle zu erstrebenden Zwecke, mit leichter Zufahrt und günstigem Ankergrund, und nicht allzuschwer zu befestigen. Sodann sollte er sich in möglichst geeigneter geographischer Lage zu dem von ihm aus zu schützenden Handelsgebiet befinden und gesundheitsschädlichen Einflüssen möglichst wenig ausgesetzt sein. Auch muß Raum für die Errichtung von Docks und für diejenigen Baulichkeiten vorhanden sein, die jeweilig erforderlich oder wünschenswert sind und sich, je nach der Weite des in Aussicht genommenen Ziels, bis zur Anlage einer großen Stadt steigern können."

Diese Vorbedingungen können in Kiautschou als gegeben angenommen werden. Die Kiautschoubucht ist ein Meeresbecken von 560 Quadratkilometern, hat also etwa die Größe des Bodensees. Diese Bucht wird von zwei Landzungen eingeschlossen, die sich beide in deutschem Besitze befinden. Auf der östlichen derselben liegt der Hauptort des Schutzgebietes, Tsingtau, mit dem dazu gehörigen Landgebiet. Außerdem gehören auch einige Inseln in und vor der Bucht zum deutschen Besitze. Der Ort Kiautschou selbst liegt bereits außerhalb der Grenze. War schon die Wahl der Kiautschoubucht als besonders empfehlenswert zu bezeichnen, so dürfte auch die Lage von Tsingtau als Hafen allen Anforderungen entsprechen.

Hier in Tsingtau, das in den zwölf Jahren unter deutscher Herrschaft sich zu einer ansehnlichen Stadt entwickelt hat, kann man handgreiflich „den Erfolg zeigen, den eine solche Station unter richtiger Leitung als Stützpunkt einer auf Hebung ihrer Handelsinteressen bedachten Macht haben kann." (Richthofen.)

Aber diese Handelsinteressen können nur dauernd mit Erfolg gestützt werden, wenn ein ertragfähiges oder wirtschaftlich wichtiges Hinterlandgebiet vorhanden ist. Dies ist in der reich bevölkerten chinesischen Provinz Schantung der Fall, in der Ackerbau, Bergbau und Industrie eine bedeutsame Höhe erreicht haben. Die Aufgabe war also von Anfang an deutlich und auf der Hand liegend, nämlich reichliche und schnelle Verkehrs und Transportmöglichkeiten bis in das Herz dieser Provinz herzustellen, um so die reichen Ausfuhrartikel auf und über die deutschen Schienenstränge und Handelsschiffe zu lenken.

Freilich darf andererseits nicht übersehen werden, daß Kiautschou trotz seiner günstigen Lage doch für Nordchina vielleicht nicht die gleiche Rolle zu spielen berufen ist, wie sie Schanghai für Mittel und Hongkong für Südchina seit langem spielen. Georg Wegener macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das deutsche Pachtgebiet trotz allen Vorzügen an einem Mangel leidet, nämlich an dem Fehlen einer in das Hinterland führenden Wasserstraße, wie sie bei Schanghai im System des Jantse und weiter nördlich durch den Peiho vorhanden ist. Dieser Mangel soll für Kiautschou durch die Eisenbahn ausgeglichen werden, über die noch näheres zu sagen sein wird.

Das deutsche Pachtgebiet Kiautschou umfaßt ein Landgebiet von ungefähr 461 Quadratkilometern Flächeninhalt. Dazu kommen die der Kiautschoubucht vorgelagerten kleinen Inseln, die in der Bucht selbst gelegenen Inseln Yintau und Huangtau, sowie das Becken der Bucht bis zur Hochwassergrenze. Um diese Grenze herum zieht sich eine Einflußzone nach dem Inneren in einer Breite von 50 Kilometern.

Der Besitzteil am westlichen Vorsprung der Bucht ist durch die natürlichen Grenzen des Meeres ohne weiteres gekennzeichnet. Gegen das Hinterland wird es durch einen Kanal abgegrenzt, der von der Huangtaubucht zum Arkonasee führt, dessen Westufer ebenfalls noch zum Pachtgebiet gehört. Die östliche Halbinsel grenzt sich gegen das Hinterland zum Teil durch einen Fluß, den Paischabo („weißen Sandfluß"), zum Teil durch das Lauschangebirge ab, dessen Hauptkammlinie im großen und ganzen als Grenze zu betrachten ist.

Die Kiautschoubucht ist, wie bereits erwähnt, ein Becken von ungefähr 560 Quadratkilometern. Der niedrigen Wassertiefe wegen, die kurz nach der tiefen Einfahrt zwischen Tuantau und Kap Jaeschke einsetzt und das Innere der Bucht nur für Dschunken fahrbar macht, wobei die Strandzone überhaupt bei Niederwasser trocken liegt, lassen sie selbst als Hafen überhaupt nicht in Betracht kommen. Es mußte daher für Anlage eines solchen anders Rat geschaffen werden.

Die Flusse, die das Pachtgebiet auf der östlichen Halbinsel durchfließen, sind zwar nicht unbedeutend, der größte unter ihnen, der Peischabo, wurde bereits erwähnt; sie kommen aber, wie aus der soeben gegebenen Schilderung der Kiautschoubucht und ihrer Wasserverhaltnisse erklärlich erscheinen dürfte, als Verkehrsstraße nicht

in Betracht. Die vom Lauschangebirge direkt in das Meer fließenden Gewässer sind unbedeutend, ihr Lauf ist bei dem direkten Absturz des Gebirges zur See nur kurz.

Das Lauschangebirge bildet, wie erwähnt, eine natürliche Grenze des von der Kiautschoubucht ansteigenden Hügellandes. „Der Name des Lauschan als des Hauptgebirges unserer asiatischen Kolonie und eines Schatzes an landschaftlicher Schönheit, sagt Georg Wegener, hat sich bereits auch weiteren Kreisen in der Heimat eingeprägt." Das Lauschangebirge, das den Abschluß des Landschaftsbildes nach Osten bildet, erhebt sich gewaltig mit Dolomiten-Charakter aus den Vorbergen heraus bis zu etwa 1130 Metern Höhe. Freilich liegen die höchsten Gipfel, zum Beispiel der Lauting, bereits außerhalb der Grenze des Pachtgebietes.

Die Vorberge litten, wie überhaupt China, unter der typischen Entforstung seitens der Chinesen. Baum und selbst Gras wurden vor der deutschen Besitzergreifung ohne die geringste Rücksicht auf späteren Ersatz nur als Brennmaterial angesehen. Dies hat sich in den letzten Jahren endgültig geändert. Überall werden Aufforstungen vorgenommen und Kiefern, Akazien und Eichen bedecken trotz der kurzen Zeit die Hänge der Hügel. Freilich mußten sie unter großen Schwierigkeiten, besonders in der ersten Zeit des Wachstums, vor Diebstählen und Feuersgefahr beschützt werden. Aus letzterem Grunde hat man sich schließlich dazu entschlossen, die Chinesengräber

Droschken in Tsingtau: Kulis mit Rikschas

Eingang zum Ramen in Tsingtau

aus dem Forstgelände zu entfernen, da die jedesmal mit Feuerwerk und Rauchopfern verbundenen Feierlichkeiten Waldbrände im Gefolge hatten.

Die Bevölkerung des Schutzgebietes ist sehr dicht. Sie betrug zur Zeit der Besitzergreifung nach Wegener 84000 Köpfe, mag nach neueren Schätzungen etwa auf 100000 angewachsen sein. Im Pachtgebiet liegen verhältnismäßig kleine Siedelungen, deren Bewohner zumeist Landwirtschaft mit einfachen Mitteln betreiben. Industrie findet sich fast garnicht.

In den zwölf Jahren deutscher Schutzherrschaft ist auf allen Gebieten ein merklicher Aufschwung zu verzeichnen. Aus einem armseligen Fischerdorfe hat sich nicht nur eine europäische Stadt entwickelt, sondern Tsingtau beginnt ein Ausgangspunkt abendländischer deutscher Kultur für Schantung und weiter das übrige Nordchina zu werden.

Die Stadt Tsingtau liegt fast auf der äußersten Spitze der östlichen Halbinsel mit dem Gesicht gegen das Meer und die Tsingtaubucht gewendet. Von dem alten Ort aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist wenig oder garnichts übrig geblieben. Man hat sich von vornherein aus hygienischen Gründen entschlossen, eine reinliche Scheidung zwischen der Europäerstadt und dem Eingeborenenviertel (Tapautau) herzustellen. Als einziger Rest aus der Vergangenheit ist der ehemalige Ramen

erhalten, das Haus des einstigen Gouverneurs. Außerdem stammen einige chinesische Tempelanlagen aus der Zeit vor 1899. Das vornehme Europäerviertel liegt zwischen den beiden Landungsbrücken, der Tsingtau- und der Namenbrücke. Hier haben wir auch eine Prinz-Heinrich- und Irenestraße, ein Kaiser-Wilhelmufer und einen Hohenlohebeweg. An der Westgrenze der Stadt liegt der Bahnhof und weiter nach der Spitze der Halbinsel zu die deutsch chinesische Hochschule, über die wir noch zu sprechen haben werden. Nach Osten zu hebt sich das Vorland zu einigen Hügeln, dem Iltisberg, Bismarckberg und dem Diederichsberg mit der Signalstation, nach Norden zum Moltkeberg, die auch zugleich den Umfang des Tsingtauer Forstgeländes bezeichnen. Noch im Bereiche desselben liegt nach der Stadt zu der Gouvernementshügel mit dem weithin ragenden Gouvernements-Dienstgebäude. Davor erscheinen für den Beschauer von der See aus die evangelische Kirche und Kapelle, westlich davon das Gebäude der katholischen Mission.

Ehe wir diese Seite der Europäersiedlung verlassen, müssen wir noch der Bedeutung von Tsingtau als Seebad gedenken, das in den letzten Jahren recht in Aufnahme gekommen ist und längs der Auguste Viktoria-Bucht einen ausgedehnten Badestrand mit einem Strandhotel besitzt.

Durchschreiten wir die Europäerstadt nach Norden, so gelangen wir in das Hafenviertel und zum Hauptbahnhof. Der große Handelshafen ist eine künstliche Schöpfung; das Becken des großen Hafens ist gegen das niedrige Wasser durch einen Steindamm abgegrenzt und durch eine tiefe Baggerrinne mit der Ausfahrt verbunden. Der große Hafen hat eine durchschnittliche Tiefe von 9,5 Metern, die also auch für die größten überseeischen Dampfer ausreicht. Der Hafen wurde 1899 nach genauen Untersuchungen des Untergrundes begonnen und 1904/1905 fertiggestellt. Ungefähr in der Höhe der Chinesenstadt liegt der sogenannte kleine Hafen, der dem chinesischen Dschunkenverkehr dient.

An ihm vorbei führt die Bahn zum Hauptbahnhof und von da weiter in das Hinterland von Schantung hinein.

Die Schantungeisenbahn, die den Verkehr mit dem Hinterlande vermittelt, wurde im Jahre 1904 eröffnet. Sie reicht zurzeit bis nach Tsinanfu (439 Kilometer) und verbindet die Kohlenfelder von Fangtse und Poschan, letzteres durch eine kleine Zweigbahn, mit dem Hafen von Tsingtau. Die Bahn hat in Tsinanfu den Anschluß an die von Norden nach Süden streichende chinesische Nordsüdbahn erreicht, die sich im Bau befindet und ihrer Ausführung entgegen geht. Ist erst einmal diese Strecke in Betrieb genommen, so würde, wie Wegener bemerkt, die Verbindung über Tientsin nach Peking deshalb eine besondere Wichtigkeit haben, weil Tsingtau den südlichsten eisfreien Zugang zur Hauptstadt des Reiches der Mitte darstellt.

Die deutschen Kohlenbergwerke in Schantung, die von der Bahn berührt werden, sind so ausgiebig, daß von ihnen und ihrem Abbau der Aufschwung dieser ganzen Provinz in wirtschaftlicher Beziehung datiert. Aber nicht nur die Kohlenlager selbst bieten die günstigsten Aussichten, sondern auch die übrigen Vorbedingungen für Hochofenanlagen im großen sind vorhanden, und das Material, was dort gewonnen wird, ist in dem Fangtsegebiete zwar nicht erstklassig, jedoch durchaus zur Ausfuhr geeignet, während die Lager von Poschan eine Kohle ergeben, die neuerdings auch in der Kriegsmarine benutzt wird.

Außer dem Bergbau bestehen aber auch noch andere europäische Industrien im Pachtgebiet, die auf privater Unternehmung beruhen. Es ist neben anderen eine deutsch chinesische Seidenindustrie Gesellschaft, ferner eine Bierbrauerei u. a.

Der Handel des Schutzgebietes ist in erster Linie Durchgangshandel. Unter den Ausfuhrgütern steht an erster Stelle die Kohle, deren Abbau rüstig fortschreitet. Daneben stehen von Industrieerzeugnissen Glas und Töpferwaren, Strohgeflechte und Strohmatten, auch Seide. Unter den Einfuhrgütern hat sich die Einfuhr von Eisenbahnmaterial durch den Bedarf im Hinterlande gewaltig gehoben.

Der Übergangsverkehr wird dadurch sehr erleichtert, daß seit 1906 sich am Hafen von Tsingtau ein chinesisches Seezollamt befindet, das die Verzollung bereits dort und nicht an der Landesgrenze ausführt. Auch das Kaiserliche Gouvernement hat hierdurch recht erhebliche Einnahmen infolge der Vereinbarungen, die in dieser Hinsicht getroffen sind. Dieser Einfuhrzoll ist zu einer der Haupteinnahmen des Schutzgebietes geworden.

Aber nicht nur ein Handelshafen sollte Tsingtau werden; wenn auch von einer stärkeren Befestigung in militärischem Sinne abgesehen ist, so durfte doch Tsingtau keine gänzlich unbeschützte Stadt bleiben, nachdem man an den Boxerunruhen gesehen hatte, welche ungeahnten Zwischenfälle sich in dem gewaltigen chinesischen Reiche ergeben können. Tsingtau hat daher auch einige Befestigungen erhalten, die besonders die Hafeneinfahrt schützen. Denn dieser Hafen bildet mit seinen staatlichen Werftanlagen und großen Docks auch für unsere Kriegsflotte im fernen Osten einen unschätzbaren Stützpunkt. Daher ist Tsingtau auch mit verhältnismäßig zahlreicher Garnison belegt.

Eine besondere und in deutschem Sinne hervorzuhebende Wichtigkeit hat endlich Tsingtau als Mittelpunkt europäischen geistigen Lebens und als Pflanzstätte abendländischer, deutscher Kultur in Nordchina. Die Marineverwaltung, die diese näher zu besprechenden wissenschaftlichen Institute und Lehranstalten ins Leben gerufen hat, ist „davon überzeugt, daß diese Bestrebungen zu gleicher Zeit eine wesentliche Förderung der eigenen deutschen, wohlberechtigten wirtschaftlichen Interessen im Gefolge haben werden." (Denkschrift 1907/1908, Seite 10). Diese

Schulorganisation soll der Unterweisung von jungen Chinesen dienen und sie in der deutschen Sprache und sonstigen Fachwissenschaften soweit fördern, „daß sie ihrem Lande nutzbringende Dienste zu leisten vermögen“. Davon wird aber auch der deutsche Handel nicht unberührt bleiben. Der Verkehr mit deutschen Handelshäusern wird dadurch zu einer direkten Verbindung zwischen China und Deutschland.

Die deutsch-chinesische Hochschule, die gleiche Rechte wie die Kaiserlich Chinesischen Hoch- und Sprachschulen besitzt, soll ihre Schüler in zwei Stufen zu einem gewissen Abschluß der Bildung bringen. Als Unterbau ist eine sechsklassige Vorbereitungsanstalt gedacht, die etwa den Rahmen einer deutschen Realschule ausfüllen würde. Darauf soll sich die eigentliche Fachwissenschaftliche Hochschule aufbauen, die sich wiederum in eine staatswissenschaftliche, technische, medizinische und eine land- und forstwirtschaftliche teilen sollen. Beim Abgang sollen die Studenten die Diplome der Kaiserlich Chinesischen Regierung erhalten und in der Lage sein, auf der Reichsuniversität in Peking ihre Studien fortzusetzen, um die höheren Grade chinesischer Würden zu erreichen.

Aber nicht nur für die wissenschaftliche Ausbildung der Chinesen ist Sorge getragen, sondern auch für die europäischer, besonders deutscher Schüler. Es besteht

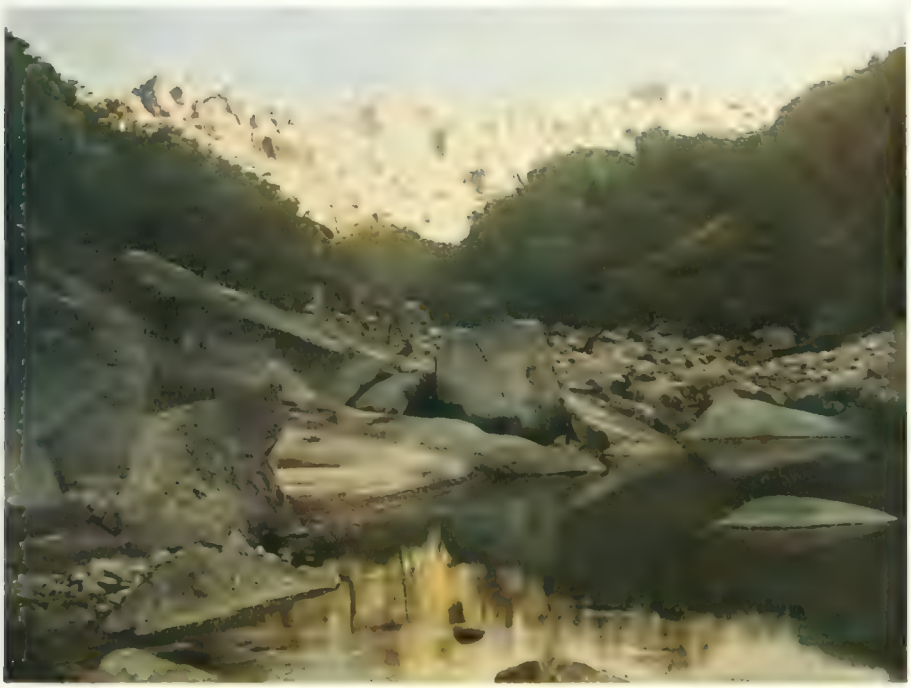
Chinese in Feiertagskleidung.

in Tsingtau seit 1901 als höhere Lehranstalt ein Reformrealprogymnasium mit Vorschule, das seit 1909 militärberechtigt ist, d. h. ebenso Zeugnisse über die Berechtigung zum Einjährig Freiwilligendienst ausstellen kann, wie die Schulen in der Heimat. Es wirken an ihr zur Zeit außer dem Direktor vier akademisch gebildete Lehrkräfte, ein Mittelschullehrer, zwei Elementarlehrer und zwei Lehrerinnen. Knaben und Mädchen werden gemeinsam unterrichtet.

Ebenso vorbildlich wie die Schuleinrichtungen sind auch die Maßnahmen für Hygiene. Das auf dem Diederichsberge befindliche Gouvernementslazarett erfreut sich des besten Rufes und trägt dazu bei, die chinesische Bevölkerung an die notwendigen Maßnahmen der Gesundheitspflege zu gewöhnen.

Zum Schlusse sei die Tätigkeit der christlichen Missionen erwähnt, die neben der Verbreitung christlichen Glaubens an ihrem Teile dazu beitragen, abendländische deutsche Kultur in China zu verbreiten.

So befindet sich das Pachtgebiet Kiautschou nach den verschiedensten Richtungen hin in einer aufstrebenden und günstigen Vorwärtsentwicklung. Möge sich Ferdinand von Richthofens Wort bewahrheiten, daß die Festsetzung in Kiautschou ein Mittel dafür bieten kann, daß das Deutsche Reich sich unter den Siegern im friedlichen Wettkampf um Ostasien befindet!



Schlucht und Flur im Landschaftsbild

Quellenangabe, zugleich Literaturübersicht für solche Leser, die sich genauer über die deutschen Kolonien zu unterrichten wünschen.

Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, Ins innerste Afrika. Leipzig 1909.

Arendt, Die parlamentarische Studienreise nach West- und Ostafrika. Berlin 1906.

Brose, Die deutsche Kolonialliteratur. Berlin, seit 1898; seit 1909 von Henoch.

Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee, besonders 1903/4, 1907/8, 1908/9 (letztere zeichnet sich durch ausführliches Eingehen auf allgemeinere Fragen der Kolonisation und Wirtschaftsgeschichte der Kolonien aus). Von 1910 an siehe unten.

Denkschriften, betreffend die Entwicklung des Kiautschougebietes. Berlin 1899 ff.

Dernburg, Koloniale Lehrjahre. Stuttgart o. J.

Die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Major a. D. Kurd Schwabe. Berlin o. J.

Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1909 und 1910. Amtliche Jahresberichte, herausgegeben vom Reichskolonialamt. Berlin 1911.

Dominik, Kamerun. 6 Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen. Berlin 1901.

Dominik, Vom Atlantik zum Tschadsee. Berlin 1908.

Dove, Die deutschen Kolonien 1909. 1911.

Dove, Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1903.

Brandenburg Preußen auf der Westküste von Afrika 1681 bis 1721. Verfaßt vom Großen Generalstab, Abteilung für Kriegsgeschichte. Berlin 1885.

Die Kämpfe deutscher Truppen in Deutsch-Südwestafrika . . . . Bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes. Berlin 1906.

Hassert, Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Geographie und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Leipzig 1910.

Jahrbuch der deutschen Kolonien. Herausgegeben von Schneider. I—IV. Essen 1908—1911.

Kandt, Caput Nili. Berlin 1905.

Klose, Togo unter deutscher Flagge. Berlin 1899.

Koch, Geschichte der deutschen Marine. Berlin 1906.

Großer deutscher Kolonialatlas. Herausgegeben von Moisel u. Sprigade. Berlin, D. Reimer.

Leutwein, Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1906.

Merker, Die Masai. Berlin 1904.

Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten. Leipzig 1890.

Meyer, Das deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. I und II. Leipzig 1909/10.

Paasche, Deutsch-Ostafrika wirtschaftlich dargestellt. Berlin 1906.

Passarge, Südafrika. Leipzig 1908.

Peters, Die Gründung von Deutsch Ostafrika. Berlin 1906.

Graf von Pfeil, Zur Erwerbung von Deutsch Ostafrika. Berlin 1907.

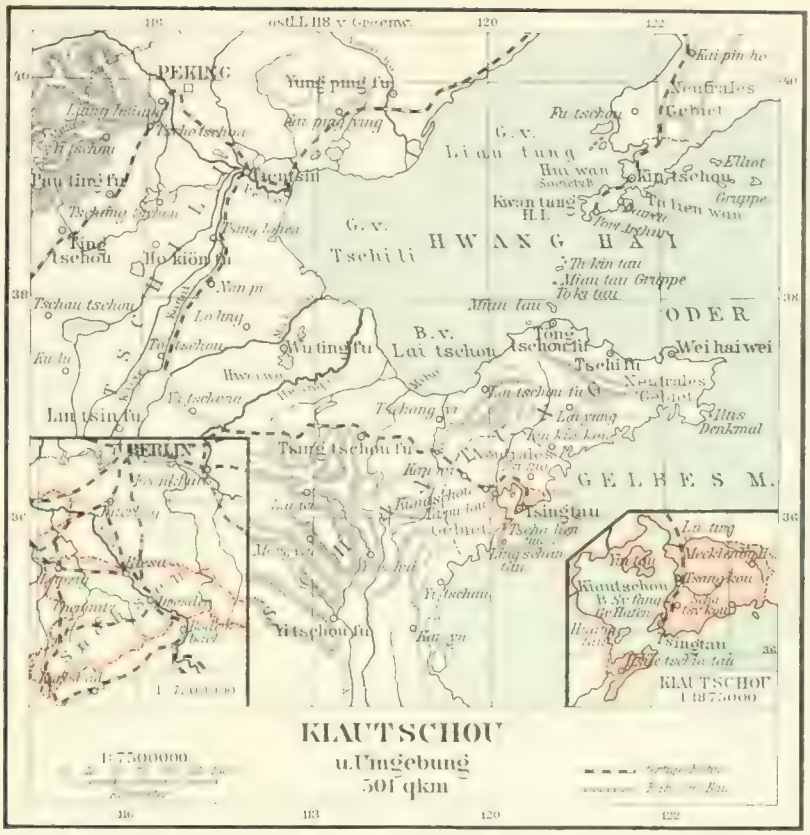
Freiherr von Richthofen, Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou. Berlin 1898.

Schäfer, Kolonialgeschichte. Leipzig 1906.

Schillings, Der Zauber des Elelescho. Leipzig 1906.

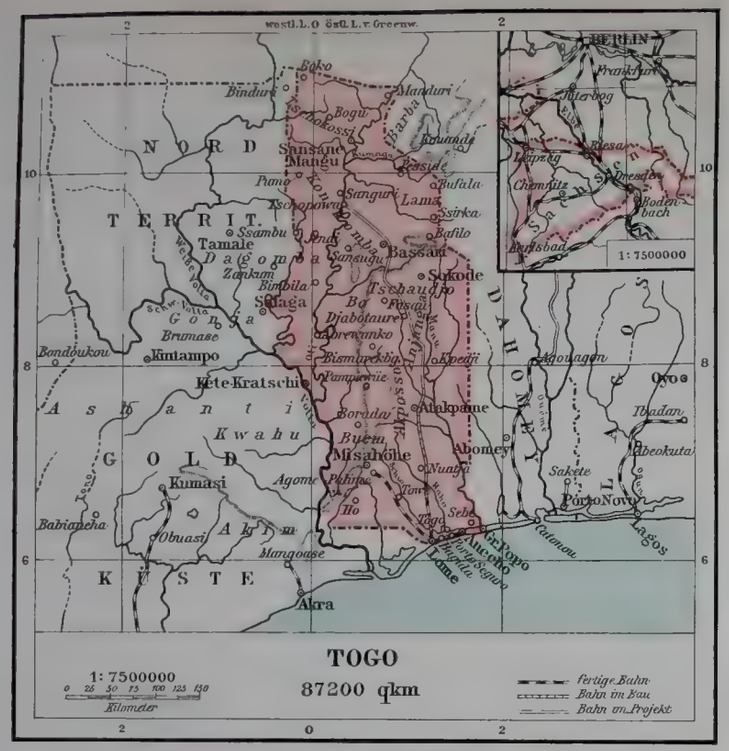
Schnee, Unsere Kolonien. Leipzig 1908.

Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien. Herausgegeben von dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee. Berlin o. J. 2. Auflage.



östl. L. 118 v. Greenw.
PEKING
Yung ping fu
Tientsin
Pau ting fu
Ting tschou
Ho kiön fu
Tschau tschou
Lin tsin fu
Wu ting fu
Lai tschou
Tsing tschou fu
Yi tschou fu
Tsingtau
Tschi fu
Wei hai wei
Neutrales Gebiet
Kin tschou
Kwan tung H.I.
Liau tung
G. v. Tschili
HWANG HAI
ODER
GELBES M.
BERLIN
Kiautschou
Tsingtau
KIAUTSCHOU
1:7500000
KIAUTSCHOU
u. Umgebung
501 qkm

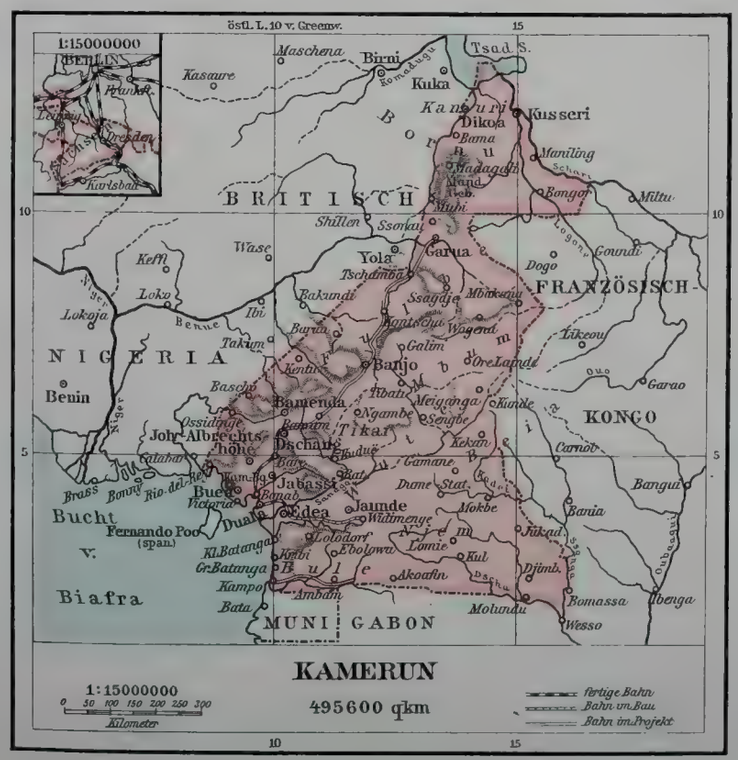
östl. L. 160 v. Greenw.
SAMOA INSELN
MARIANEN
Saipan
GROSZER
MARSHALL
ODER
WEST
OST
INSELN
KAROLINEN
STILLER OCEAN
Palau Is.
Truk Is.
Nomoi Is.
Onon Is.
Hal Is.
Kwadjelin
Button Is.
Chatham Is.
Calvert
GILBERT Is.
Manus Is.
Schout Is.
Neu Mecklenb.
Neu Pommern
Bougainville
SALOMON IN.
Linemua
Malaita
BERLIN
DEUTSCHES REICH
DIE DEUTSCHEN BESITZUNGEN IM STILLEN OCEAN


TOGO
87200 qkm
1: 7500000
Fertige Bahn
Bahn im Bau
Bahn im Projekt

DEUTSCH-OSTAFRIKA
995000 qkm
1: 15000000
Fertige Bahn
Bahn im Bau
Bahn im Projekt

KIAUTSCHOU
u. Umgebung
501 qkm
1: 7500000
Fertige Bahn
Bahn im Bau
Bahn im Projekt

DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA
835100 qkm
1: 15000000
Fertige Bahn
Bahn im Bau
Bahn im Projekt


KAMERUN
495600 qkm
1: 15000000
Fertige Bahn
Bahn im Bau
Bahn im Projekt

DIE DEUTSCHEN BESITZUNGEN IM STILLEN OCEAN
1:45000000

JV
2027
S34

Scheel, Willy
Deutschlands Kolonien

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 01 20 01 024 4